

OLGA UND HERMANN RORSCHACH

EIN UNGEWÖHNLICHES PSYCHIATER-EHEPAAR



Olga und Hermann Rorschach

Ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar

OLGA UND HERMANN RORSCHACH

EIN UNGEWÖHNLICHES PSYCHIATER-EHEPAAR

Iris Blum und Peter Witschi, Hrsg.

Appenzeller Verlag

Begleitpublikation zur Sonderausstellung «Komplexe Kleckse – Der Rorschach-Test zwischen Wissenschaft und Magie» im Museum Herisau (April bis Dezember 2008). Dieses Appenzeller Heft wurde durch finanzielle Beiträge nachfolgender Institutionen ermöglicht:

Friedrich und Anita Frey-Bücheler-Stiftung, Herisau

Johannes und Hanna Baumann-Stiftung, Herisau

Johannes Waldburger-Stiftung, Herisau

Stiftung für Erforschung der Frauenarbeit, Zürich

Tisca-Tiara-Stiftung, Bühler

Titelbild:

Olga und Hermann Rorschach in Münsterlingen, um 1910

Hintergrund: frühe Klecksbilder, digital bearbeitet

Archiv und Sammlung Hermann Rorschach, Bern

© 2008 Verlag Appenzeller Hefte, 9101 Herisau

Satz und Druck: Appenzeller Druckerei, 9101 Herisau

ISBN: 978-3-85882-472-1

www.appenzellerverlag.ch

Inhalt

	Vorwort	7
	Einleitung	9
Rita Signer Christian Müller	«Ich will nie mehr ... nur Bücher lesen, sondern Menschen.» Die Entstehungsgeschichte des Rorschach-Tests	13
Ursula Badrutt	«Vielleicht ist Rorschach gut, weil er die Angst vor der weissen Leinwand nimmt.» Fleckenteufel und Schmierseife	25
Simon Steiner	«Die Akropolis von Herisau» Die Heil- und Pflegeanstalt von Appenzell Ausserrhoden in der schweizerischen Psychiatrielandschaft	45
Iris Blum	«Jahre voll inneren Schaffens, Liebens und Atmens» Das Ärzte-Ehepaar Olga und Hermann Rorschach	59
Iris Blum	«Meine Bedingungen sind bescheiden.» Olga Rorschach-Stempelin und ihr Existenzkampf im Appenzellerland	73
Peter Witschi	«Mit den Jahren ist das etwas mühsam.» Anstaltstheater	85
Alfred Jordi	«Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren ist ehrenvoll und ist Gewinn, doch würd' ich nicht allein mich her verlieren, weil ich ein Feind von allem Rohen bin.» Zwei Psychiater im Dialog: G.A. Roemer und H. Rorschach, alias Famulus und Faust	95
Brigitta Bernet Rainer Egloff	«Der Wahn ist der Aberglaube eines Einzelnen, der Volksglaube ... ist der Wahn der Gemeinschaft.» Hermann Rorschachs Denken zwischen Psychiatrie und Kulturwissenschaft	109

Anhang

Anmerkungen	121
Abbildungsnachweis	132
Bibliographie	133
Zeittafel Olga und Hermann Rorschach	142
Autorinnen und Autoren	144

Vorwort

Das Psychiatrische Zentrum Appenzell Ausserrhoden (PZA) in Herisau – im Oktober 1908 eröffnet als appenzell-ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt – feiert im Jahr 2008 das 100jährige Bestehen. Dieses Jubiläum wird mit dem Projekt «100 Jahre PZA» gewürdigt, das der Regierungsrat von Appenzell Ausserrhoden ins Regierungsprogramm 2007–2011 aufgenommen hat. Zielsetzung des Projekts ist es, die Ausserrhoder Bevölkerung für Fragen der psychischen Gesundheit zu sensibilisieren. Die Förderung der psychischen Gesundheit ist ein zentraler Bestandteil einer umfassenden Gesundheitsförderung.

Es freut mich sehr, dass Staatsarchivar Dr. Peter Witschi und lic. phil. Iris Blum, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden, dieses Jubiläum zum Anlass nehmen, um einem grösseren Interessentenkreis Einblick in Leben und Werk des Psychiaters-Ehepaares Olga und Hermann Rorschach zu geben. Biographie und Wirkungsfeld von Hermann Rorschach (1884–1922) und Olga Rorschach-Stempelin (1878–1961) sind bis heute weitgehend unbekannt geblieben. Dies ist umso erstaunlicher, weil Hermann Rorschach während seiner Zeit als Oberarzt in der appenzell-ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt den später nach ihm benannten «Rorschach-Test» entwickelt und ihn ein Jahr vor seinem Tod, 1921, unter dem Titel «Psychodiagnostik» veröffentlicht hat. Das darin beschriebene Testverfahren wurde weltberühmt, während sein Erfinder und seine aus Russland stammende Lebenspartnerin immer mehr in Vergessenheit gerieten.

Dem Appenzeller Heft zum Psychiater-Ehepaar Hermann und Olga Rorschach-Stempelin wünsche ich eine breite Leserschaft und hoffe, dass die Lektüre Impulse gibt für weiterführende Forschungen zur appenzellischen Heillandschaft im allgemeinen und zur Geschichte der Psychiatrie im Appenzellerland im besonderen.

Dr. Matthias Weishaupt
Regierungsrat

Einleitung

Appenzell Ausserrhoden, der kleine Kanton zwischen Säntis und Bodensee, nimmt im schweizerischen Gesundheitswesen eine Sonderstellung ein. Hier entstand vor 250 Jahren mit der Molkenkur das erste Wellnessangebot, und hier wurden vor 130 Jahren parallel zur gesetzlichen Verankerung der freien Heiltätigkeit auch erste Landkrankenhäuser erbaut. Vor 100 Jahren erhielt der Kanton mit der Eröffnung der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau ein modernes Psychiatrisches Zentrum.

Ab 1800 verfügte der Voralpenkanton über eine Reihe akademisch gebildeter Ärzte, wobei einzelne eine massgebliche Rolle in der kantonalen Politik spielten. Europaweite Bekanntheit erlangten zwei in Heiden tätige Persönlichkeiten, der Augenarzt Dr. Albrecht von Graefe (1828–1870) und der Neurologe Dr. Heinrich Frenkel (1860–1931). Am Bezirksspital in Herisau wirkte Dr. Hans Eggenberger (1881–1946), Pionier der Kropfprophylaxe. Als Erfinder des Rorschach-Tests weltbekannt wurde der von 1915 bis 1922 an der Heil- und Pflegeanstalt tätige Hermann Rorschach (1884–1922).

Im Mittelpunkt dieses Themenheftes in der Reihe «Das Land Appenzell» stehen Olga und Hermann Rorschach. Sieben Beiträge vermitteln neue Einsichten in Leben und Werk des ungewöhnlichen Psychiater-Ehepaars und zur Bedeutung des Rorschach-Tests.

Christian Müller und Rita Signer erläutern vor dem Hintergrund der im 19. Jahrhundert aufkommenden Psychologietests die faszinierende Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Rorschach'schen «Formdeutversuchs». Seit seiner 1921 erfolgten Erstpublikation hat der Rorschach-Test breites Interesse gefunden, und als «Rorschach Comprehensive System» wird er heute weltweit angewendet.

Ursula Badrutt vermittelt das kreative Potenzial des Rorschach-Tests. Mit Bezug zu jungen Kunstschaffenden und Werken zeitgenössischer Kunst zeigt sie, wie ausgehend vom «Klecksbild» weltweit Neues entsteht.

Simon Steiner hat sich die Aufgabe gestellt, die 1908 eröffnete Ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt in der schweizerischen Psychiaterlandschaft des frühen 20. Jahrhunderts zu verorten. Im Fokus stehen das

architektonische Konzept der «Akropolis von Herisau» und die Person des langjährigen Klinikdirektors Arnold Koller.

Iris Blum nähert sich über biographische Erkundungen dem Psychiater-Ehepaar Olga und Hermann Rorschach an. Unter Auswertung zahlreicher Selbstzeugnisse der Porträtierten zeichnet sie in ihren Genderstudien Lebensentwürfe und Lebensläufe nach. Was mit dem ungewöhnlichen Postulat des Jünglings für Gleichberechtigung beginnt, endet im unspektakulären Existenzkampf der Witwe.

Peter Witschi nimmt die um 1920 von Hermann Rorschach geschaffenen Schattenspielfiguren zum Anlass, um das berufliche Umfeld des Psychiaters auszuleuchten. Schrift- und Bildquellen aus der Münsterlinger und Herisauer Zeit weisen ihn als vielbeschäftigten Theaterregisseur und Eventmanager aus.

Alfred Jordi erinnert unter dem Motto «Faust und Famulus» an den Psychiater Georg A. Roemer (1892–1972), dessen Bemühungen zeitlebens mit Hermann Rorschachs Schaffen verstrickt blieben. Was 1919 in Herisau als herzliches Schüler-Lehrer-Verhältnis begann, endete im verbissenen Versuch, mit einem eigenen Projektionstest den Meister zu übertrumpfen.

Brigitta Bernet und Rainer Egloff widmen sich dem volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungsinteresse Hermann Rorschachs. Ausgehend von dessen Beobachtungen zu Volksaberglauben und Individualpsychosen schlagen sie den Bogen zu zeitgenössischen Erklärungsversuchen psychischer Krankheit.

Dank unterschiedlicher methodischer Ansätze decken die hier versammelten Beiträge ein breites Spektrum von Fragestellungen ab. Vertreten sind die Fachbereiche Psychiatrie und Psychologie, Volkskunde und Ethnologie sowie Geschichte und Kunstgeschichte. Die vorliegende Publikation öffnet den Blick über Appenzell Ausserrhoden hinaus. Sie macht bewusst, in welchem hohem Ausmass der kleine Kanton mit der grossen Welt verbunden war und ist. Zugleich stellt sich die Frage, weshalb dieser Teil der Appenzeller Geschichte nicht schon früher aufgearbeitet wurde. Hermann Rorschach starb vor 85 Jahren, Olga Rorschach ist seit 50 Jahren tot.

Mit grossem Engagement haben die zur Mitwirkung eingeladenen Autorinnen und Autoren ihre Arbeit geleistet. Besonders wertvoll war uns die enge Zusammenarbeit mit Rita Signer, der wissenschaftlichen Betreuerin von Archiv und Sammlung Hermann Rorschach der Universitätsbibliothek Bern. Ebenso bedanken wir uns bei den Kolleginnen und Kollegen der vielen weiteren Archive, die bereitwillig Einsicht gewährten oder Dokumente zur Verfügung stellten.

In Erinnerung an Olga und Hermann Rorschach widmen wir dieses Appenzeller Heft ihren beiden Kindern Elisabeth (†) und Wadim.

Herisau, im Januar 2008

Iris Blum und Peter Witschi



Tafel V der Serie von zehn Tafeln, die als Vorlage für den Erstdruck der später weltberühmten Rorschach-Tafeln dienten.

*«Ich will nie mehr ...
nur Bücher lesen,
sondern Menschen.»*

Die Entstehungsgeschichte des Rorschach-Tests

Rita Signer und Christian Müller

In den Jahren 1910/1911 experimentierte ein junger Schweizer Arzt in einem ländlichen psychiatrischen Spital in Münsterlingen mit Tintenkleksen. Die Versuche standen in Zusammenhang mit seiner Dissertation, die der angehende Psychiater beim angesehenen Professor Eugen Bleuler (1857–1939) ausarbeitete. Niemand konnte damals ahnen, dass diese Versuche den Keim zu einem Testverfahren bargen, das als «Rorschach-Test» weltberühmt werden sollte. Hermann Rorschach hatte als zweiundzwanzigjähriger Medizinstudent beschlossen, «nie mehr ... nur Bücher [zu] lesen, sondern Menschen»¹ und also Psychiater zu werden. Dieses Ziel hatte er konsequent verfolgt.

Uns geht es vor allem darum, der Entstehungsgeschichte von Rorschachs Testverfahren nachzuspüren, das er selber als «wahrnehmungsdiagnostisches Experiment», später auch als «Formdeutversuch» bezeichnet hat. Eine kurze Darstellung des Schicksals des Rorschach-Tests bis heute rundet den Beitrag ab.

Rorschachs Vorarbeiten

In seinen letzten Studiensemestern in Zürich besuchte Hermann Rorschach die Psychiatricvorlesungen Eugen Bleulers und Carl Gustav Jungs (1875–1961). So kam er schon früh mit der Psychoanalyse in Kontakt, die im Burghölzli ein hohes Ansehen genoss und sein Denken entscheidend beeinflusste. Nach dem Staatsexamen 1909 arbeitete er als Assistent in verschiedenen psychiatrischen Spitälern in der Deutschschweiz und in Russland. Neben seiner täglichen klinischen Arbeit forschte er auf sehr unterschiedlichen Gebieten: Er setzte sich mit Jungs Assoziationsexperiment² auseinander und studierte die Schriften Freuds; er befasste sich mit



Zeichnung von Hermann Rorschach, um 1910. Olga kommt auf der Zeichnung mehrfach vor, auch ein Selbstbildnis von Hermann Rorschach (mit nacktem Oberkörper) fehlt nicht.

Fragen der Erbllichkeit psychischer Störungen und sogenannten «Reflexhalluzinationen», über die er auch seine Dissertation schrieb. Wie aus unveröffentlichten Manuskripten und ausführlichen Patientennotizen hervorgeht, beschäftigte er sich auch eingehend mit jener Gruppe von Psychosen, die Bleuler mit dem Begriff Schizophrenie bezeichnet hatte. Er publizierte mehrere psychoanalytische Arbeiten, daneben aber auch eine «Zur Pathologie und Operabilität der Tumoren der Zirbeldrüse», für die er unter der Leitung des berühmten russischen Neurologen Constantin von Monakow (1853–1930) in Zürich mikroskopische Untersuchungen durchgeführt hatte. Ausserdem referierte er zahlreiche psychiatrische Werke und Zeitschriftenartikel aus der deutschsprachigen und russischen Fachliteratur. Einen hohen Stellenwert hatten für ihn Forschungen über

religiöse Sekten und Sektengründer, die ihn bis an sein Lebensende in Anspruch nahmen. In diesem Zusammenhang studierte er Literatur über Sekten, Volkskunde, Mythologie, Kultur-, Religions- und Kirchengeschichte.

Als Sohn eines Zeichenlehrers hatte er sich seit seiner Jugend für Kunst begeistert. In Russland kam er mit den Futuristen in Berührung, was ihn zu einer Arbeit über die Psychologie des Futurismus veranlasste. Rorschach war selber ein guter Zeichner, mit einer Vorliebe für menschliche Gestalten und Gesichter.

Als Rorschach im Herbst 1915 die Stelle des Sekundararztes in der Heil- und Pflegeanstalt Herisau antrat, brachte er nicht nur grosse Psychiatrieerfahrung mit, sondern durfte auch auf eine reiche Forschungstätigkeit und zahlreiche Literaturstudien zurückblicken. Sechs Jahre Berufserfahrung und geistige Auseinandersetzung mit den verschiedensten Möglichkeiten menschlicher Existenz bildeten die Basis für Rorschachs grossen Wurf: die Entwicklung eines psychodiagnostischen Testverfahrens, das später seinen Namen tragen sollte. Vielleicht ist für uns Heutige der Moment gekommen, an dieser Stelle auch der vielen Patienten, Patientinnen und Pflegepersonen der Klinik Herisau zu gedenken, die sich Rorschach als Testpersonen zur Verfügung gestellt haben und ohne die der Rorschach-Test wohl nie entstanden wäre.

Die ersten psychologischen Tests

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts löste sich die Psychologie von der Philosophie und etablierte sich als eigenständige, überwiegend auf dem Experiment begründete Wissenschaft. Gleichzeitig entstand eine «Psychologie der Versuchsperson und deren individuellen Differenzen».³ Für die Untersuchung von individuellen Eigenarten wurden experimentelle Instrumentarien entwickelt, sogenannte «Tests». Der Ausdruck entstammt dem angelsächsischen Sprachschatz und wurde vom Engländer Francis Galton (1822–1911) eingeführt.⁴ Der Test diente zunächst vor allem der Beurteilung individueller Leistungen beziehungsweise der diesen zugrunde liegenden Fähigkeiten. Galton führte nicht nur den Begriff «Test» ein, sondern gab mit seinen theoretischen und praktischen Arbeiten der Testpsychologie auch den entscheidenden Anstoss.

Angeregt durch die Forschungen Galtons machte der amerikanische Psychologe James McKeen Cattell (1860–1944) testpsychologische Untersuchungen im pädagogischen Bereich.⁵ Etwa gleichzeitig führten die deutschen Psychiater Konrad Rieger (1855–1939)⁶ und der führende Psychiater Ende des 19. Jahrhunderts, Emil Kraepelin (1856–1926)⁷, experimentalpsychologische Methoden in die Psychiatrie ein. Kraepelin war der Meinung, Tests gehörten unabdingbar zur psychiatrischen Forschung. Er hatte die sogenannte «Arbeitskurve» geschaffen, die lange systematisch verwendet wurde. In die gleiche Zeit fallen auch die testpsychologischen Untersuchungen der Psychologen Hugo Münsterberg (1863–1916)⁸ und Hermann Ebbinghaus (1850–1909).⁹

Bedeutenden Auftrieb erhielt die Testpsychologie dank Alfred Binet (1857–1911), Professor für Psychologie an der Sorbonne. 1904 erteilte ihm das französische Unterrichtsministerium den Auftrag, ein experimentalpsychologisches Verfahren auszuarbeiten, um die intellektuelle Leistung von Schulkindern zu messen. Zusammen mit dem Arzt Théodore Simon (1873–1961) entwickelte er den ersten Intelligenztest.¹⁰

Im Bemühen, geeignete Testaufgaben zu entwerfen, begannen einige Forscher auch, vieldeutige Reizgebilde wie Tintenkleckse zu benützen. Binet war der erste, der zusammen mit dem Arzt Victor Henri Tintenkleckse zur Prüfung von Vorstellung und Phantasie reichum im Rahmen von Intelligenzprüfungen bei Kindern einsetzte.¹¹ Andere Forscherinnen und Forscher wie George V. Dearborn¹², Stella E. Sharp¹³, Edwin A. Kirkpatrick¹⁴ und Guy Montrose Whipple¹⁵ folgten. 1910 publizierte der russische Psychologe Theodor Rybakow in Moskau einen «Atlas für experimentell-psychologische Untersuchung der Persönlichkeit».¹⁶ Dass Rorschach Kenntnis von diesen Arbeiten hatte, ist eher unwahrscheinlich.

Erste Klecksversuche 1911

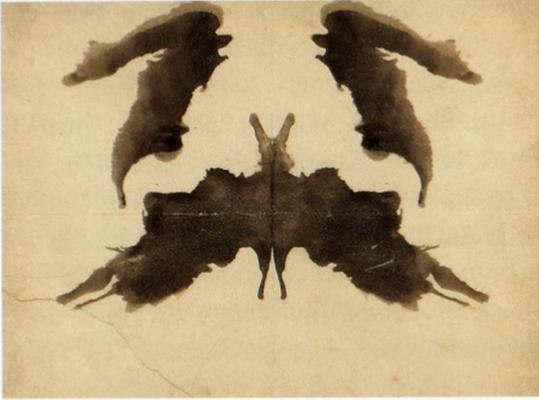
Wie Rorschach selber schreibt, ging sein wahrnehmungsdiagnostisches Experiment von seinen Untersuchungen über Reflexhalluzinationen aus. Am 17. Oktober 1910 bat er Eugen Bleuler wegen seiner Dissertation um Rat. In seinem Brief schlug er selber mehrere Themen vor, unter anderem eine Arbeit über «Komplizierte Reflexhalluzinationen», zu der er an-

merkte: «Falls vorherige Untersuchungen über verschiedene Intellekttypen notwendig würden, so fände ich an den Schülern eines mir befreundeten und benachbarten Sekundarlehrers Material genug.»¹⁷ Gemeint waren Versuche mit Klecksbildern. Wie der später von Henri F. Ellenberger angefragte Lehrer Konrad Gehring berichtete, hatte Rorschach eine Methode entwickelt, seine Patientinnen und Patienten mit Tintenklecksen zu testen und die Ergebnisse mit denen des Jung'schen Assoziationsexperiments zu vergleichen. Auf Vorschlag Gehrings testete Rorschach dann auch dessen Schülerinnen und Schüler mit Tintenklecksen. Er wollte wissen, ob begabte Schülerinnen und Schüler mehr Phantasie zeigten als weniger begabte.¹⁸ In der 1912 erschienenen Dissertation «Über Reflexhalluzinationen und verwandte Erscheinungen»¹⁹ erwähnt Rorschach diese Klecksversuche aber nicht.

Ein wahrnehmungsdiagnostisches Experiment

In den folgenden Jahren scheint Rorschach diese Versuche nicht weiterverfolgt zu haben. Erst Anfang 1918 nahm er sie wieder auf. Was war der Auslöser? Aus Rorschachs Korrespondenz erfahren wir nichts über seine Beweggründe. Es besteht aber kaum ein Zweifel, dass eine gegen Ende 1917 erschienene Doktorarbeit mit dem Titel «Phantasieprüfungen mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken»²⁰ den Ausschlag gab. Über den Autor wissen wir wenig. Szymon Hens wurde 1891 in Warschau geboren, studierte von 1912 bis 1917 in Zürich und arbeitete eine Zeitlang an der dortigen medizinischen Poliklinik. Er hatte einen eigenen Klecks-Test ausgearbeitet und damit 1000 Kinder, 100 normale Erwachsene und 100 Psychotikerinnen und Psychotiker untersucht. Als Testapparat dienten ihm acht schwarz/weiße Tafeln. Es ist naheliegend anzunehmen, dass Eugen Bleuler, der Hens' Arbeit betreute, Rorschach darüber ins Bild setzte. Ob er sogar anregte, die Klecksversuche wieder aufzunehmen, sei dahingestellt.

Rorschach experimentierte zunächst mit verschiedenen Klecksbildern, die er «Klexographien» nannte. Seine Testpersonen waren Patientinnen und Patienten und Angestellte der Klinik Herisau. Aus den Untersuchungen entstand schliesslich eine Serie von zehn Klecksbildern, die sich für seine Fragestellungen als besonders geeignet erwiesen hatten, und die



Tafel V der Serie von zehn Tafeln, die als Vorlage für den Erstdruck der später weltberühmten Rorschach-Tafeln dienen. Als Rorschach den ersten Fahnendruck der Tafel V vor sich hatte, entschied er sich, die beiden seitlichen Figuren wegzulassen.

er deshalb als definitive Serie bestimmte und vom Buchbinder der Klinik auf Karton aufziehen liess.

Rorschach gab den Versuchspersonen die Tafeln eine um die andere in die Hand mit der Frage: «Was könnte das sein?», protokollierte die Antworten und wertete sie nach folgenden, vor allem formalen Kriterien, aus:

- Erfasste und deutete die Person den Klecks als Ganzes oder nur in Teilen?
- Bestimmt allein die Form des Kleckses oder auch die Farbe und allenfalls die in das Bild hineingesehene Bewegung die Antwort mit?
- Was «sieht» die Person?

Die formalen Kriterien wie Ganz- oder Detaildeutung, Form-, Farb- und Bewegungseinflüsse hatten für Rorschach viel mehr Gewicht als der sachliche Inhalt der Antworten. Bei der Auswertung wandte er ein statistisches Verfahren an und berechnete die formalen Einflüsse und die Inhalte nach der Häufigkeit, mit der sie im Protokoll auftauchten, und ihrem Verhältnis zueinander. Er stellte fest, dass die getesteten Personen bei der Lösung der Aufgabe verschieden voringen. Die Interpretation der Kleckse schien von bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen abhängig zu sein. Daraus liessen sich typische Verhaltensmuster für bestimmte Personengruppen ableiten, zum Beispiel für Personen aus der Normalbevölkerung mit unterschiedlich ausgeprägter Intelligenz oder verschiedenen

Begabungen, oder verschiedene Patientengruppen wie Schizophrene, Epileptiker, Manisch-Depressive und andere.

Worin unterscheiden sich Rorschachs Klecksversuche von jenen früherer Forscher? Zum einen setzten diese Kleckse nur als eines von vielen Mitteln bei testpsychologischen Untersuchungen ein, Rorschach aber untersuchte das psychodiagnostische Potenzial von Klecksen systematisch. Zum andern konzentrierten sich die früheren Arbeiten auf die Prüfung von Vorstellungsvermögen und Phantasie. Rorschach hingegen befasste sich in erster Linie mit den formalen Eigenschaften der Klecksdeutungen, die er nach verschiedenen Gesichtspunkten klassifizierte. Konsequenterweise bezeichnete er seinen Versuch als «wahrnehmungsdiagnostisches Experiment». Überdies beschränkte sich sein Verfahren nicht auf die Prüfung einzelner Persönlichkeitseigenschaften, sondern berücksichtigte die gesamte Persönlichkeit eines Menschen.

Die Suche nach einem Verleger

Die Ergebnisse seiner Versuche fasste Rorschach in einem Entwurf mit dem Titel «Untersuchungen über die Wahrnehmung und Auffassung bei Gesunden und Kranken»²¹ zusammen. Die Arbeit schien so weit gediehen, dass er sie publizieren wollte. Im August 1918 wandte er sich deshalb in einem Schreiben an Constantin von Monakow, Herausgeber der Zeitschrift «Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie». Mit diesem Brief begann ein nahezu drei Jahre dauernder Kampf um die Publikation eines Werkes, das seinem Autor posthum Weltruhm verschaffen sollte. Knackpunkt waren von allem Anfang an die enorm hohen Kosten einer möglichst getreuen Reproduktion der zehn Klecksbilder, welche die angefragten Verleger abschreckten. Schliesslich machte Walter Morgenthaler (1882–1965), ein um wenige Jahre älterer Kollege Rorschachs, mit dem dieser seit seiner Waldau-Zeit (1914/15) befreundet war, den Vorschlag, die Arbeit in seiner Sammlung «Arbeiten zur angewandten Psychiatrie» zu publizieren, die beim Berner Verleger Ernst Bircher erscheinen sollte. Rorschach war einverstanden, und dank Morgenthalers Vermittlung erklärte sich Bircher Anfang 1920 bereit, die Publikation der Arbeit samt Reproduktion aller zehn Tafeln zu übernehmen.

Ausweitung des Versuchsfeldes und Weiterentwicklung des Experiments

In der Zwischenzeit hatte Rorschach seine Versuche fortgesetzt und seinen Test weiterentwickelt. Beschränkten sich seine Experimente in seinem ersten Jahr in Herisau vor allem auf Patientinnen und Patienten sowie Pflegepersonal der Klinik, bot sich ihm in der Folgezeit dank guter Kontakte zunehmend die Möglichkeit, Versuchspersonen aus der Normalbevölkerung zu testen und damit seine Resultate breiter abzustützen. Eine herausragende Rolle spielte dabei sein Freund und Kollege Emil Oberholzer (1883–1958), der als Psychoanalytiker eine Privatpraxis in Zürich führte und von Anfang an lebhaften Anteil an Rorschachs Versuchen nahm. Oberholzer erprobte Rorschachs Tafelserie an seinen eigenen Klientinnen und Klienten und schickte die protokollierten Antworten zur Auswertung nach Herisau. Rorschach waren weder Alter noch Geschlecht noch Gesundheitszustand der getesteten Personen bekannt. Mit Spannung erwartete er jeweils die Rückmeldungen seines Freundes zu seinen «Blinddiagnosen». Rorschach stellte auch in verschiedenen Fachgesellschaften sein Testverfahren vor. Die für diese Zwecke abgefassten Manuskripte dokumentieren eindrücklich die zunehmende Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung seiner Ideen.

Zum Zeitpunkt der Vertragsunterzeichnung im April 1920 hatte Rorschach noch kein fertiges Manuskript. Drei Monate später schickte er Morgenthaler den fertigen Text mit dem Titel «Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen)».²² Einen Monat später schlug ihm Morgenthaler vor, den Titel zu ändern mit der Begründung, Rorschachs Arbeit sei doch bedeutend mehr als nur Wahrnehmungsdagnostik. Als Haupttitel schlug er «Psychodiagnostik» vor. Rorschach plädierte für die Beibehaltung des Titels, gab aber nach, als Morgenthaler zusätzlich marktwirtschaftliche Argumente für eine Titeländerung ins Feld führte.

Die «Psychodiagnostik» erscheint

Zu Rorschachs Leidwesen verzögerte sich der Druck von Monat zu Monat. Immer mehr interessierte Kolleginnen und Kollegen warteten auf die reproduzierten Tafeln, um selber Tests durchzuführen. Sorgen bereitete

Rorschach vor allem der deutsche Arzt Georg A. Roemer (1892–1972), der 1919 als Volontärarzt in der Heil- und Pflegeanstalt Herisau tätig gewesen und von Rorschach in den Formdeutversuch eingeführt worden war. Roemer hatte damals eigene Klecksbilder hergestellt, die Rorschach als «recht phantastisch» beurteilte. Wieder in Deutschland, experimentierte Roemer mit eigenen Klecksbildern und begann, das Verfahren in einer Weise anzuwenden, die Rorschach zunehmend beunruhigte.

Als Rorschach am 10. Juni 1921 endlich die zwei ersten Belegexemplare der «Psychodiagnostik»²³ mit den dazugehörigen Tafeln in Händen hielt, waren viele seiner darin geäußerten Ansichten bereits überholt. Im Jahr seit der Fertigstellung des Manuskripts hatte er unermüdlich weiter experimentiert und neue Erfahrungen gesammelt, die es zu verarbeiten galt. Auch war er sich bewusst, dass eine theoretische Fundierung des Tests noch ausstand.

In den letzten Monaten vor seinem unerwarteten Tod beschäftigte ihn die folgende Frage: War es gerechtfertigt, dem sachlichen Inhalt einer Deutungsantwort einen derart geringen Stellenwert einzuräumen, wie er es bisher getan hatte? Das Manuskript seines Vortrags, den er sechs Wochen vor seinem Tod in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse hielt, belegt seine Auseinandersetzung mit dieser Frage.

Das Schicksal des Rorschach-Verfahrens

Über den wissenschaftlichen Wert des Rorschach-Verfahrens streitet sich die Fachwelt bis heute. Kontrovers diskutiert wurde und wird es nicht nur zwischen Anhängern und Gegnern. Auch Rorschach-Anwenderinnen und -Anwender vertreten und vertraten gegensätzliche Auffassungen. Es ist nicht möglich, hier auf die äusserst komplexe, von Hochs und Tiefs und Unstimmigkeiten gekennzeichnete Geschichte des Rorschach-Tests ab 1921 einzugehen. Wir beschränken uns auf eine sehr verkürzte Darstellung der Rezeption des Tests in der Schweiz und den USA.

Rezeption in der Schweiz

Rorschach hatte wiederholt auf die Beschränktheit seiner Daten und die Notwendigkeit zusätzlicher Forschung hingewiesen. Trotzdem sammelte keiner der Kollegen, die Rorschachs Verfahren weiter verwendeten, syste-

matisch Daten. Das Interesse der unmittelbaren Nachfolger Rorschachs galt vielmehr der Anwendung des Tests in klinischen und eignungsdiagnostischen Settings. Die Psychiatrische Klinik Burghölzli in Zürich nutzte (und nutzt noch heute) den Test, und Eugen Bleuler liess mehrere Dissertationen zum Thema ausarbeiten. Obschon für Rorschach der sachliche Inhalt einer Deutungsantwort eher zweitrangig war, gingen die Nachfolgerinnen und Nachfolger dazu über, diesen vermehrt zu gewichten und den Test zunehmend mit der Freud'schen Theorie in Verbindung zu bringen.

Rezeption in den USA

Nachdem die Rorschach-Methode 1925 in die USA gelangt war, kam es Mitte der Dreissigerjahre zu einem eigentlichen Boom, allerdings mit problematischen Nebeneffekten. Zwischen 1936 und 1957 entwickelten sich in den USA fünf verschiedene Rorschach-Systeme, denen einzig gemeinsam war, dass sie alle die von Rorschach geschaffenen Tafeln benutzten. Die Art und Weise der Testdarbietung und Testauswertung war so unterschiedlich, dass die Ergebnisse nicht miteinander verglichen werden konnten. Die meisten Rorschach-Anwenderinnen und -Anwender schien dies aber kaum zu stören, und die Rorschach-Methode entwickelte sich zu einer der Hauptstützen der psychologischen Diagnostik.

Das «Comprehensive System» von John E. Exner

Einer, der sich der Problematik dieses Nebeneinanders und der nicht zuletzt damit in Zusammenhang stehenden ungenügenden psychometrischen Fundierung der Rorschach-Methode bewusst war, ist der 2006 verstorbene Psychologe John E. Exner (1928–2006). Er startete ein umfangreiches Projekt mit dem Ziel, die unterschiedlichen Rorschach-Systeme zu integrieren und den Rorschach-Test auf eine solide wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Das Ergebnis dieser jahrelangen Forschungsarbeit gipfelte 1974 in der Schaffung des «Rorschach Comprehensive System», in das die besten Eigenschaften jedes der fünf Systeme einflossen.²⁴

In den folgenden Jahren überarbeitete Exner sein System immer wieder, 2003 erschien die vierte und letzte von ihm verfasste Neuauflage.²⁵

Das Interesse an diesem System nimmt weltweit ständig zu. Trotz bedeutend verbesserter psychometrischer Eigenschaften wird der wissenschaftliche Status und Nutzen auch dieses Rorschach-Systems in Frage gestellt; Rorschach-Anhänger und -Gegnerinnen liefern sich bis heute zum Teil hitzige Wortgefechte.

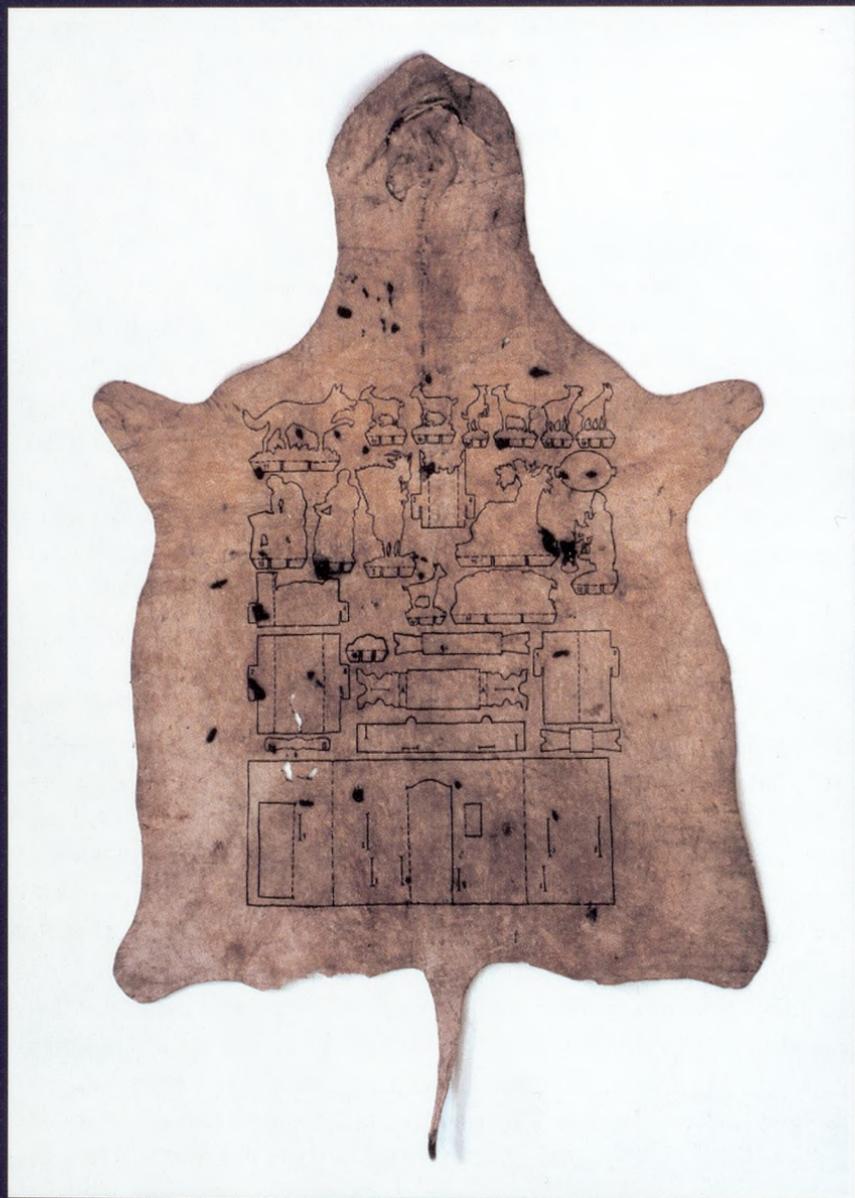
Der Rorschach-Test heute

Obschon von Anfang an kontrovers diskutiert, hat sich der Rorschach-Test bis heute als bemerkenswert dauerhafte psychodiagnostische Testmethode erwiesen. Zwar ist er vielerorts aus den universitären Lehrplänen verschwunden, doch wie Umfragen zeigen, gehört der Rorschach-Test nach wie vor zum Repertoire vieler Psychologinnen und Psychotherapeuten.

Interessanterweise entstehen weltweit immer neue nationale Rorschach-Gesellschaften, die der International Rorschach Society (IRS) beitreten. Zurzeit zählt die IRS 29 nationale Gesellschaften. Seit 2003 sind vier neue hinzugekommen: Südafrika 2003, Türkei 2004, Tschechien 2005, Österreich 2007.

Ungeachtet der wissenschaftlichen Kontroversen zieht der Rorschach-Test bis heute das Interesse von Künstlern und Kunsthistorikerinnen auf sich. Spätestens seit der Renaissance haben unbestimmte, zufällig entstandene Formen und Gebilde Künstlerinnen und Künstler fasziniert und inspiriert. «Zufallsbilder», wie die in Wolken, Felsen oder Flecken und Kleckse hineingesehenen Bilder häufig bezeichnet werden²⁶, und das ihnen zugrundeliegende Wahrnehmungsphänomen spielten im Lauf der Jahrhunderte eine zunehmend wichtigere Rolle in der Kunst. Kein Wunder, dass sich die Kunstgeschichte bis heute für Zufallsbilder interessiert. Bei modernen und zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern finden sich mehr oder weniger explizite Bezüge zu Rorschachs Klecksen, zum Beispiel bei Andy Warhol, Morris Louis oder Elspeth Lamb.

Abseits von Wissenschaft und Kunst hat sich der Rorschach-Test in der Sprache als Synonym für Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit etabliert.



Rolf Graf, «Zebra», 1994, Zebrafell,
Modellbogen, Neocolor, 240×160 cm.

*«Vielleicht ist Rorschach gut,
weil er die Angst vor der
weissen Leinwand nimmt.»*

Fleckenteufel und Schmierseife

Ursula Badrutt

In der Psychiatrie hat der Rorschach-Test an Bedeutung verloren. Im Schaffen zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler aber finden sich allenthalben Bezüge zu Rorschach. Wie und wieso beschäftigt sich die Kunst heute mit Rorschach? Es folgen einige Beobachtungen, Beispiele, Hypothesen, Querschläger, Blindgänger, Zitate aus dem weiten Feld der Kunst in einer Welt voller Rorschachs mit besonderem Fokus auf dem Schaffen von Rolf Graf.

«Vielleicht ist Rorschach gut, weil er den Künstlern die Angst vor der weissen Leinwand nimmt. Man schmiert ein bisschen rum, lässt Kinder ran, legt die Leinwand erst mal auf den Atelierboden oder fährt mit dem Cadillac mehrmalig über die alte Lederjacke. Man schafft sich so ein Display, aus dem heraus es sich dann richten, verändern, ordnen lässt. Zerquetschte Tomaten. Nicht von Anfang an schon selektiv werden müssen, sondern erst mal etwas zufällig Entstandenes ein bisschen drücken können, das ist leichter, das ist überhaupt möglich. Auf jeden Fall einfacher – und es macht Freude.»²⁷

Rolf Graf streift durch Stadt und Land, stöbert im Estrich der Grossmutter, im Brockenhaus; nicht suchend, aber mit dem Vertrauen, beim Flanieren aus der Vielfalt von Sinneseindrücken jene Stücke herauszufiltern, die Erinnerung und Ahnung an sich binden, die subjektives Berührtsein und kollektives Gedächtnis übereinanderlegen, die eine Ausleageordnung ästhetischer Erfahrungen ermöglichen, über die versunkene Momente abgerufen und in die Gegenwart eingebunden werden können.

Die auf dem Spazierstock angebrachten Plaketten löst er ab, biegt sie flach und ordnet sie als Erinnerungen des Wanderers und als Erfahrungen von Welt über dem Stab an, wie eine Wolke – oder wie eine Rorschach-Testtafel. Es ist die Seele, die sich vom Körper löst und sich als Bild an die Wand legt, weg vom Stock, dieser verknöcherten Skulptur. Der Spazierstock ist eine Krücke, ein drittes Bein auf dem Weg, Lücken zwischen Trophäen und unerfüllten Sehnsüchten zu schliessen.

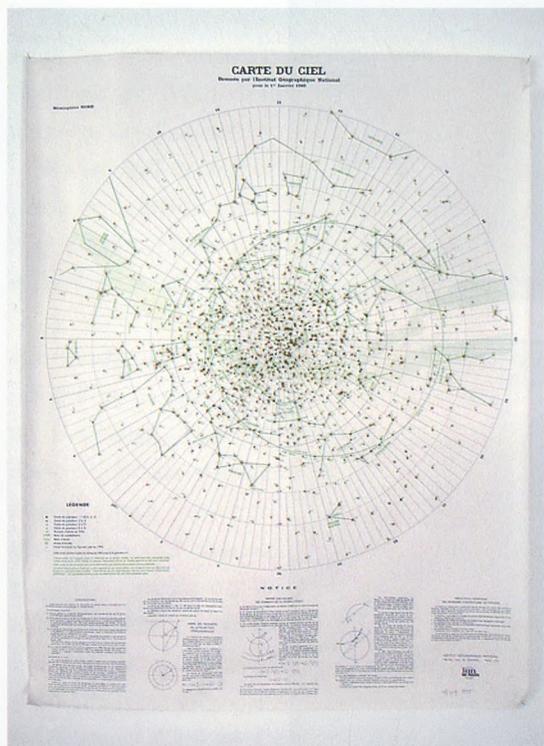
«Neulich schneite es; da ging ich durch die Stadt. Wie hübsch, wie still war's. Vielerlei kleines Gedankliche fiel mir aus dem Gedächtnis ins Bewusstsein, wie Flocken, die unermüdlich zu Boden flogen, der begreiflicherweise weich war.»²⁸

An Stelle von Cadillac-Spuren auf der Lederjacke nahm Leonardo da Vinci (1452–1519) ein Mauerwerk und machte sich die Rorschach-Methode «avant la lettre» um 1500 als Inspirationsquelle zunutze. In seinem «Trattato della Pittura» empfiehlt er eine neue Art des Sehens: «Sie besteht darin, dass du auf manche Mauern hinsiehst, die mit allerlei Flecken bedeckt sind, oder auf das Gestein von verschiedenem Gemisch. Hast du irgendeine Situation zu erfinden, so kannst du da Dinge erblicken, die diversen Landschaften gleich sehen, geschmückt mit Gebirgen, Flüssen, Felsen, Bäumen, grossen Ebenen, Tal und Hügel in mancherlei Art. Auch kannst du allerlei Schlachten sehen, lebhaftere Stellungen sonderbar fremdartiger Figuren, Gesichtsmienen, Trachten und unzählige Dinge, die du in vollkommene und gute Form bringen magst.»²⁹

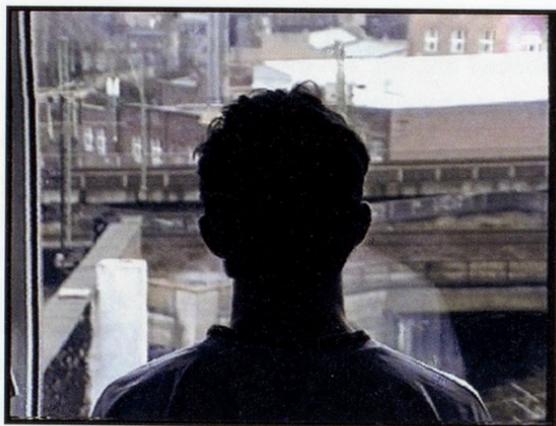
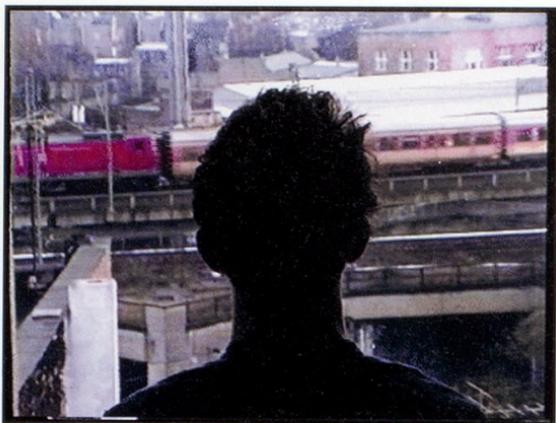
Noch vor Leonardo da Vinci formulierte Leon Battista Alberti (1404–1472) seine Idee über die Kunst und Projektion, und wie man eines Tages in einem Baumstamm, in einem Klumpen Ton oder sonst einem natürlichen Gegenstand gewisse Umrissentwürfe entdeckte, die nur ganz weniger Veränderung bedürfen, um irgendeinem natürlichen Objekt verblüffend zu gleichen: «Als sie das bemerkten, versuchten nun die Menschen, ob sie nicht durch Hinzufügen oder Wegnehmen eine vollkommene Ähnlichkeit herstellen könnten. Durch solches Verändern und Wegnehmen von Konturen und Flächen, wie sie der Gegenstand selbst zu verlangen schien, erreichten sie schliesslich, was sie wollten, und fanden Gefallen daran.»³⁰

Ein zentrales Thema in den Arbeiten von Rolf Graf bildet die Lücke zwischen Information und Erkenntnis, der Moment der Selbstreflexion – ein Glücksmoment. Die Lücken und Leerstellen sind Kontaktpunkte zwischen Künstler und Betrachtenden, in denen die Erinnerung über die Bildung von Assoziationsketten Gegenwart wird. Dazu stellt der Künstler Bilder seiner eigenen Geschichte als Vehikel zur Verfügung. Dieses kann der Betrachter, die Betrachterin für die Reise ins Innere besteigen und für die Selbstwahrnehmung nutzen.

«Die mittelalterliche Hexe, die hagazussa, die auf dem Hag, der Hecke, sitzt, verbringt eine bestimmte Zeit ihres Lebens ausserhalb der ihr bekannten Grenzen. Sie wird in die Wildnis geschickt. Ich glaube, dass es verschiedene Arten gibt, auf dem Zaun zu reiten, dass aber niemand drum herum kommt, wenigstens für kurze Momente in diesen Zustand zu fal-



Rolf Graf, Ohne Titel, 1995,
Sternkarte mit
Brennlöchern, 70 × 90 cm.



Rolf Graf, «Liedgut»,
1998–2000, Video, 9h.

len, wo er reiten muss. Sicher gibt es verschiedene Möglichkeiten, damit umzugehen. Eine künstlerische Arbeit zu machen, ist eine Variante und eine Entscheidung. In dem Moment, wenn ich eine Arbeit gemacht habe, wird dieser dunkle Bereich jenseits des Gartenzaunes verändert. Die Arbeiten sind Inseln, Möglichkeiten, mich zu orientieren. Dieser dunkle Bereich wird nicht kleiner oder heller durch das Arbeiten, sondern er wird immer grösser.»³¹

In der Arbeit «Sternenkarte» hat Rolf Graf mit der Kraft der Sonne und unter Zuhilfenahme einer Lupe Sterne ausgebrannt. Das althergebrachte Festmachen kosmischer Ordnungen und das Lesen von Bildern als Orientierungshilfe auf dem Weg durchs Leben wird mit dem Einbrennen paradoxerweise ausgelöscht. Es entsteht ein Objekt, das einer Lochkarte mit Audioinformationen gleicht. Die Sternenkarte wird zur Schallplatte.

Die mehrteilige Videoarbeit «Liedgut» zeigt den Künstler in Rückenansicht vor dem Fenster beim Abrufen seines Liederrepertoires. Allein mit sich und der Welt draussen steigt die Erinnerung aus den stillen Momenten, den Leerstellen der Gegenwart.

Bilder sind an ästhetische Erfahrungen gekoppelt und vermögen versunkene Empfindungen hervorzuholen, wie Musik. Die Information dazu liegt in den Lücken, in jenen Oberflächen, die mit Assoziationen neu verknüpft werden.

Sternbilder und ihre unterschiedlichen Lesbarkeiten haben zu allen Zeiten die Menschen zu Projektionen von Hoffnungen und Ängsten verleitet. Der Kunstwissenschaftler Ernst H. Gombrich (1909–2001) bezeichnet diese Bilder als «Ur-Rorschach». Wo einer einen Löwen sieht, sieht der andere einen Hummer.³² «Was für eine Bewandtnis hat es mit den Dingen, die wir am Himmel sehen, wenn die Wolken treiben: Zentauren und gehörnte Antilopen, Wölfe und Pferde? Ist Gott ein Maler?», fragte der antike Dichter Apollonius.³³

Nicht das Hirn, sondern die Leber galt schon bei den Babyloniern als zentrales Organ des Lebens, als Ort, wo Denken und Fühlen zusammenkommen. Die Leberschau ermöglicht es Auserwählten, über den Mikro-



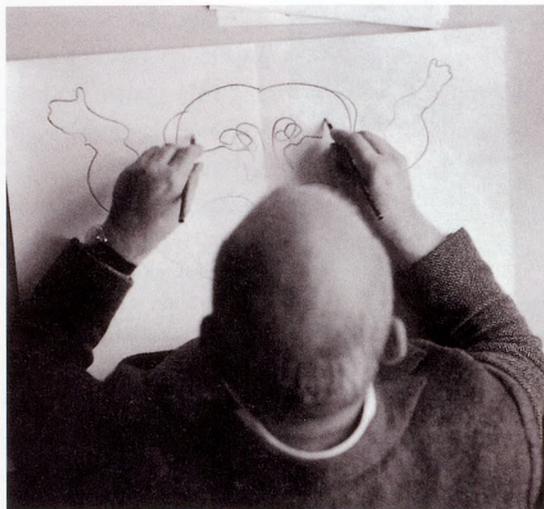
Rolf Graf, «Outside In», 2007, Nussbaumfournier, mixed media, 160 × 340 cm.

kosmos des Organs den göttlichen Willen zu lesen. Ähnliches gilt für den Vogelflug, der bis heute als Orakel genutzt wird.

Die Deutung von Bildern beruht auf der Fähigkeit des Menschen, Dinge oder Formen in abstrakten Gebilden aufgrund von Erinnerungen, die durch individuelle Erfahrungen vorgegeben sind, zu erkennen. Dies machte sich Rorschach bei der Entwicklung der Testtafeln für die diagnostische Psychopathologie zunutze.

Im Unterschied dazu interessiert Künstler wie Rolf Graf nicht unmittelbar der Mensch, sondern die Frage, wo und an welchen Gegenständen das Denken, die Erinnerung – sowohl die eigene wie die des Rezipienten – festgemacht werden kann.

«Rorschach will mit seinem Test etwas über den Betrachter erfahren. Er stellt nicht etwa eine Behauptung auf oder lässt mal selbst die Hosen runter. Man weiss ja, dass seine Kleckse alles andere als zufällig sind. Er hat Kriterien, wieso er diesen und nicht jenen Klecks in den Test aufnimmt. Das macht das ganze hinterhältig.»³⁴



Dieter Roth beim doppelhändigen Schnellzeichnen, 1978.

In der Arbeit «Outside in» (2007) ist eine Reihe Nussbaumfurniere lose an die Wand geheftet, darauf verteilt sind einige ausgewählte Sammelstücke aus der Schatzkammer des Künstlers. Die im Unterschied zur Holzmaserung dingfest gemachten Referenzen und Reminiszenzen, Karten und Fetzen aus dem Leben des Künstlers legen sich auf die Erinnerungen des Betrachtenden.

Es ist ein Wandbehang als Sammelstelle und Projektionsfläche für die Bausteine des Lebens. Aus der Spannung zwischen Verschlüsselung und Lesbarkeit wächst die Sehnsucht nach Erkenntnis, der Wunsch, dem eigenen Wesen nahe zu sein.

Mit der «écriture automatique» oder den «dessins automatiques» versuchten Künstler wie André Masson (1896–1987) oder Yves Tanguy (1900–1955) im Umfeld des Surrealismus in den 1910er- und 1920er-Jahren, in Trance aus den Tiefen des Unbewussten und der unkontrollierten Einbildungskraft Formen zu schöpfen und die so entstandenen Bilder einzufangen. Oder sie schalteten wie Hans Arp (1887–1966) den bewussten Gestaltungswillen zumindest ein Stück weit aus, indem sie Methoden



Rolf Graf, «Kopf», 1992/93,
Fotografien von Magnet-
resonanzaufnahmen in
Planschrank, Installations-
ansicht, 75 × 115 × 110 cm.

des Zufalls zur Bildfindung nutzten. Max Ernst (1891–1976) griff die Technik der Frottage auf, um sich von bereits vorhandenen Strukturen beispielsweise in Holzschnitten im Sinne Leonardo da Vincis inspirieren zu lassen.

1978 macht Dieter Roth (1930–1998) Reihen von doppelhändigen Schnellzeichnungen.

In synchronen Bewegungen führt jede Hand einen Stift. Die so entstandenen symmetrischen Figuren bilden eine vordergründige Nähe zu Rorschach-Tafeln. Das Verfahren, möglichst unkontrolliert, affektiv Zeichnungen hinzuwerfen, stellt für Roth die angemessene Form dar, um unmittelbaren Erfahrungen gerecht zu werden, sich Eindrücke vom Leib zu schreiben. Die Blätter zeigen in raschen Folgen ein Vermengen und Changieren von männlichen und weiblichen Körpern, Tieren, Masken, Fahnen, Trophäen, die dem teils mitgezeichneten Kopf des Künstlers entspringen. Es ist eine unmittelbare, kürzeste Übersetzung vom Denkzentrum zur Hand und aufs Blatt. «Das Sehen ist ein Darstellen», formuliert Dieter Roth den Akt des Schnellzeichnens.

Für «Kopf» von 1992/93 liess Rolf Graf seinen Schädel tomographieren. Grossformatige Abzüge der Aufnahmen ordnet er in einen Planschrank, legt die Innenbilder seines Kopfes in der richtigen Reihenfolge der Schnitte

ab. Es ist nicht möglich, mehrere Aufnahmen gleichzeitig zu sehen. Die fragmentarisch sichtbar gemachten Hirnstrukturen, die in ihrer symmetrischen Anlage eine Verwandtschaft zu den Testtafeln aufweisen, enthalten zwar zentrale Informationen dessen, was den Menschen ausmacht. Sie lassen sich jedoch durch reine Betrachtung nicht erkennen. Obwohl es sich um ein Selbstporträt handelt, welches das Innerste eines Menschen offenlegt, bleibt das Autobiographische verschlüsselt, im Planschrank verschlossen.

Nach der Legende soll Jesus sein Antlitz in das Schweißstuch der Veronica gedrückt haben. Das wahre Bild Christi sei so der Nachwelt überliefert. In «Index I» reinigte Vera Marke (*1972) über eine bestimmte Zeitspanne hinweg täglich ihr Gesicht mit einem Waschlappen. Make-



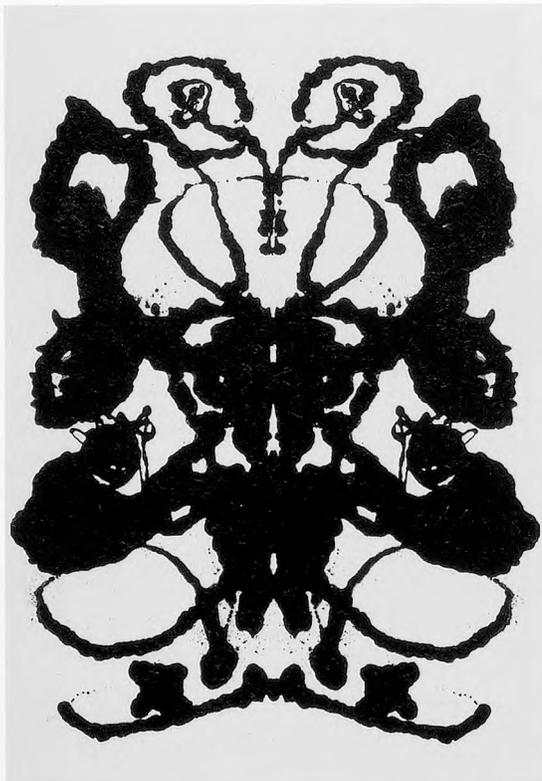
Vera Marke, «Index I»,
2006, Schminke auf
Waschlappen,
30 × 30 × 30 cm.

up, Lippenstift, Wimperntusche bleiben als «Vera Icon» an der Baumwolle hängen. Die gebrauchten einzelnen Lappen stapeln sich zum Kubus.

Die Reliquie wird zum Relikt täglicher Malpraxis. Die Urform der Malerei als Abdruck der Oberfläche, hinter der sich das wahre Gesicht verbirgt, wird zur unspektakulären Alltagshandlung. «Index I» gleicht zwar einer Beige von Rorschach-Testbildern, doch bietet Vera Marke keine Projektionsfläche für eigene Interpretationen. Es geht vielmehr um das grundsätzliche Paradox der Malerei, Wahrheit mit Hilfe von Fiktion zu offenbaren, das sie mit einer schelmischen Geste zu überspitzen weiss.

1984 malt Andy Warhol (1928–1971) eine Reihe Rorschach-Bilder. Sie gehören wie die «Oxidation-Paintings», die mit Urin hergestellten Dripingbilder, und die Schattenbilder zu den abstrakten Bilderzyklen im Spätwerk des Künstlers.³⁵ Mit den Rorschach-Gemälden nimmt Warhol unmittelbar Bezug auf die von Hermann Rorschach entwickelten Testtafeln, kopiert ihre Entstehungsart, wählt aber riesige Leinwandformate von über 4 Meter Höhe. Er sei davon ausgegangen, dass der Test darin bestehe, dass Patienten die Tafeln gemalt hätten.³⁶ So habe er «wirklich hart daran gearbeitet, um sie interessant aussehen zu lassen. Es war nicht leicht.»

Was den Begründer der Pop Art zur Nachahmung der Rorschach-Tafeln verleitete, mag zum einen das Verfahren der Herstellung in seriellen Variationen gewesen sein. Zum andern betont Warhol den gestaltgebenden, kontrollierten Einsatz, sein Bemühen, die Bilder so und nicht anders aussehen zu lassen. Das kommt einem Paradigmenwechsel gleich und stiess in der Warhol-Rezeption anfänglich auf Ablehnung. Vielleicht sind Warhols späte Malereien und insbesondere die Rorschach-Bilder lakonisch bissige Antworten auf die Bemühungen, Kunst intellektuell aufzuladen und zu transzendieren. Warhol interessierte nicht die Sublimierung der Kunst im Sinne des Abstrakten Expressionismus oder der amerikanischen Farbfeldmalerei, sondern ihre Demokratisierung. Die demokratische Lesbarkeit seiner Rorschach-Bilder, die keine besonderen Kenntnisse voraussetzt, um – wie er sagt – «einen Baum, einen Vogel oder eine Blume» darin zu sehen, unterläuft jede Art von elitärer Kunst-



Andy Warhol, «Rorschach»,
1984, Kunstharzfarbe auf
Leinwand, 417 × 293 cm.

betrachtung. Es gibt keine Fehler in ihrer Interpretation. Rorschach ist Warhol ist Monroe.

Der Angst des Künstlers vor der leeren Leinwand begegnete Kerim Seiler (*1974) mit der befreienden Vorgabe, täglich eine grosse Anzahl von Rorschach-Bildern anzufertigen.

Daraus entsteht die Arbeit «Holotypes», die sich aus Massen filigraner und übers Eck symmetrisch präsentierter Rorschach-Bilder zusammensetzt, die ihrerseits aus einer noch viel grösseren Anzahl Bilder ausgewählt sind. Es ist die Spannung zwischen dem Kontrollverlust bei der Herstellung und der selektiven Präsentation, zwischen der Masse und der Feinheit der Strukturen, zwischen Zufallsformen und Schönheit, orna-



Kerim Seiler, «Holotypes», 10×10, 2007, Farbtusche auf Papier, 220×330 cm.



Cosima von Bonin,
«Rorschachtest #3», 2006,
Baumwolle und Leinen,
289 × 233 cm.

mentaler Vervielfältigung und originalen Ausformungen, die Kerim Seiler interessieren.

«I went to see a psychiatrist. He said ‘tell me everything’, I did, and now he’s doing my act.» Während Warhol Rorschach malte und sich mit gegenstandsloser Malerei beschäftigte, stellte Richard Prince (*1949) Witzbilder her. Als sein erstes Witzbild bezeichnet er den «Psychiater Witz». Er habe ihn irgendwo gehört und von Hand auf ein Stück Papier geschrieben.

Rorschach zeigt sich auch im Schaffen von Cosima von Bonin (*1962).³⁷ Die in Köln lebende Künstlerin arbeitet seit den frühen 1990er-Jahren an einem vielgestaltigen Werk, das künstlerische Identitäten und Souveränität, Inspiration, Komplizenschaft, Markt- und andere Machtgefüge thematisiert. Für «Rorschachtest» wählt sie bunte Kopfwolltücher mit grossflächigen Karomustern, auf deren Rückseiten sie weisse Formen in der symmetrischen Ausrichtung von Rorschach-Bildern anbringt. Die Be-

schaffenheit der Formen erinnert an Comic-Figuren und an jene Hunde, die als Stofftier-Objekte wiederholt in von Bonins Installationen anzutreffen sind. Die weisse Farbe lässt das Rorschach-Motiv als Leerstelle erscheinen, fast, als sei es aus dem Bild und in den Raum hinausgetreten. Die Serie der «Rorschach-Test»-Arbeiten nimmt die Form der Hommage an. Dadurch begibt sich Cosima von Bonin, die sich verschiedentlich mit geschlechterspezifischen Hierarchien auseinandergesetzt hat, in die Rolle der Bewunderin. Gleichzeitig entscheidet sie sich für einen üppig trivialisierenden Umgang mit Rorschachs Forschungsarbeit und widersetzt sich der Entschlüsselung des menschlichen Wesens mit Hinweisen auf Nichtwissen und diffuses Ahnen.

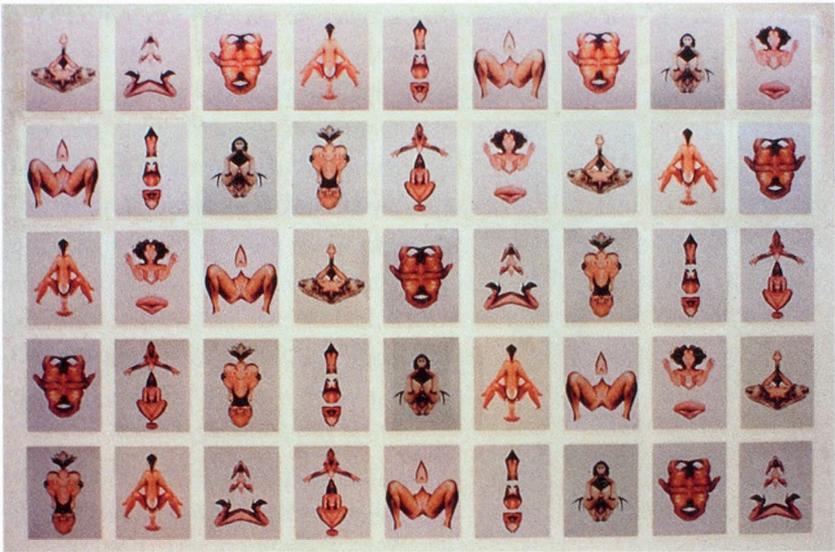
Mit maschinengestrickten Wollbildern hat Rosemarie Trockel (*1952) Anfang der 1980er-Jahre im Umfeld der Neuen Wilden in Deutschland der männerdominierten Szene ein weiblich konnotiertes Verfahren entgegengestellt. Die Wollbilder thematisieren Muster, Ornament, Textur, aber auch Reproduktion und computergesteuerte Herstellungsweisen und reflektieren das Verhältnis von Einzigartigkeit, Nachbildung und Vervielfältigung. Insofern schliesst Trockel eng an Warhol an. Doch anders als Warhol geht sie über das selbstreferenzielle Kunstschaffen hinaus und erarbeitet präzise Aufzeichnungen zur Geschlechterdifferenzierung. 1988 experimentiert sie erstmals mit Farbflecken auf Wolle, die sie anschliessend im Strickbild vervielfältigt und so eine ursprünglich malerische Geste in ein ornamentales Element überführt. Zwischen 1991 und 1993 entstehen von Rorschach inspirierte Wollbilder, ohne expliziten Hinweis im Titel. Rosemarie Trockel übersetzt die Klecksbilder in die Gleichförmigkeit maschinengestrickter Maschen. Ihre Rorschach-Arbeiten ironisieren die Standardisierung des Testverfahrens und lenken gleichzeitig das Augenmerk auf die Widersprüchlichkeit zwischen dem verwendeten Medium des Maschinenstricks und der aufgeladenen Deutbarkeit der Fleckenformen bei Warhol ebenso wie bei Rorschach. Rosemarie Trockel nimmt den Blick in den Blick und erforscht das Sehen. Die Leerstellen, die in ihrem äusserst vielfältigen Schaffen immer wieder auftauchen, und die etwa in «Ein zum Leben Verurteilter ist entflohen» als Ahnung sichtbar werden, stellen eine Absage an jede Form von Herrschaftsanspruch dar, auch denjenigen des Psychiaters.



Rosemarie Trockel, «Ein zum Leben Verurteilter ist entflohen», 1992, Wolle, 31,5 × 18 cm.

Noch deutlicher wird Candice Breitz (*1972). Die in Südafrika aufgewachsene und heute in Berlin lebende Künstlerin hat 1997 in Anlehnung an die Rorschach-Testtafeln eine mehrteilige Arbeit geschaffen, die aus Bildfragmenten pornographischer Fotografien zusammengesetzt ist.³⁸

Nicht Kleckse und mehr oder weniger manipulierte Zufallsformen bilden die Grundlage. Vielmehr stellt die Interpretation die Ausgangslage dar, die Lösung ist das Problem. Unser Sehen, so lässt sich «Rorschach Series» von Candice Breitz lesen, ist so manipuliert, wie die Rorschach-Tafeln es sind. Die Symmetrie der Formen aufgrund der Mittelfalzung impliziert eine Nähe zum menschlichen Körper und zu äusseren Geschlechtsmerkmalen. Die Bilder sind auf nackte Sexualität reduziert. Doch an Stelle lustvoller Erregung tritt Grauen über die menschenunwürdige Behandlung. Die Körper sind rabiat verstümmelt, erinnern an gentechnisch hergestellte Wesen oder an Frankenstein's Monsterfrauen, geschaffen zu nichts anderem als zur sexuellen Lustbefriedigung. Gleichzeitig werden sie durch die Spiegelung auf unheimliche Art ornamental. Der oberflächliche Reiz mutiert zur Klage über die Versehrtheit und zu bodenlosem Erschrecken.



Candice Breitz, Rorschach Installation, 1997,
45 Chromogenic Prints, je 50,8×40,6 cm.

Candice Breitz, Rorschach Series #9, 1997,
Cibachrom Fotografie, 152,5×101,5 cm.

«Rorschach Series» sind eine Antwort auf die Degradierung von Menschen zu Objekten im Mechanismus zwischen Macht und Unterdrückung. Candice Breitz zwingt das Publikum in die Rolle des Projizierenden und Assozierenden, verunmöglicht ihm zugleich, anders als Warhol, jede unschuldige, ahnungslose Haltung. Die Überdeterminierung der Bilder, die Groteske, verkehrt die ursprüngliche Absicht der Tafeln in ihr Gegenteil. Statt dass die Betrachtenden ihre Phantasien, Begierden, Obsessionen in die Bilder legen, führen die Bilder den Betrachtenden die Manipulierbarkeit ihres eignen Sehens vor Augen.

Die Entwicklung des Rorschach-Tests fiel kunst- und kulturgeschichtlich in die Zeit der Avantgarde und der damit verbundenen Auseinanderdividierung zweier Aspekte, die im Kubismus noch nebeneinander Platz hatten: die Bewahrung der Referenzialität auf die sichtbare Welt und die Konzentration auf die autonome Bildfläche. Realismus und Abstraktion galten als Gegensätze. Im 1912 erstmals erschienenen Almanach «Der Blaue Reiter» unterscheidet Wassily Kandinsky zwischen den beiden Polen «die grosse Abstraktion» und «die grosse Realistik», die er in der Übereinstimmung «des inneren Gehaltes» zusammenführt.

Mit der während des Ersten Weltkriegs sich formierenden Gruppe um Dada und der an dadaistische Antikunst anschliessenden programmatischen Bewegung des Surrealismus öffnet die Kunst in der Zeitgenossenschaft von Hermann Rorschach das Feld der automatischen, nicht vernunftgelenkten, von der Psychoanalyse Freuds beeinflussten projektionsbezogenen neuen Arbeitsweise.³⁹

Das Interesse der Kunst an der Psychologie und Psychiatrie und umgekehrt mag für Hermann Rorschach wegweisend gewesen sein. Zwar wollte er mit den Testtafeln keine künstlerische Umsetzung oder gar kunstkritische Stellungnahmen auslösen. Die Tafeln ermöglichten es ihm, Menschen psychodiagnostisch zu erfassen. Insofern sind sie künstlerisch belanglos. Dennoch ist der kunstgeschichtliche Hintergrund im Spannungsfeld zwischen Abstraktion und Realismus für die Entstehung und den Nutzbarkeitsanspruch der Tafeln bedeutsam. Mit ihrem Zweck, das Assoziationsverhalten des Betrachters zu untersuchen, regen sie zum Nachdenken an über wahrnehmungspsychologische und physiologische Vorgänge und über die Manipulierbarkeit des Sehens.

Heute ist Rorschach mit seinen Testtafeln längst zum Code geworden, zum «Brand», der erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber der Wahrnehmung, dem phänomenologischen Bewusstsein signalisiert. In seiner ursprünglichen Anwendung ist er im Kontext der Kunst eine Einbahnstrasse und Sackgasse, eine Falle. Erst eine Verschiebung, Verkehrung und Neuverknüpfung vermag kategorische und hierarchische Ordnungsbestrebungen umzustossen und relevante Fragen zur Eigen- und Weltverantwortung zu stellen. An dieser Stelle haken Künstlerinnen und Künstler ein.



Peter Stoffel, «Rorschach Nord», 2002, Lamdaprint, 170 × 120 cm.

«Die Frage, wie eine Arbeit gesehen oder gelesen wird, ist für einen Künstler zentral. Rorschach macht zwar keine Kunst, aber er untersucht auf scheinbar breiter Ebene ihre Rezipierbarkeit. Das fixt an. Da denkt man sofort, dass jemand etwas erfahren haben muss über den Wahrnehmungsapparat.»⁴⁰

Aus über 500 öffentlich zugänglichen Nasa-Fotografien setzt Peter Stoffel (*1972) ein Bild der Erde zusammen und spiegelt es am Äquator. Fehlende Bildflächenfragmente entsprechen den verkauften Nasabildern. Einer der fleissigsten Käufer ist Bill Gates. Die so entstandenen Arbeiten «Rorschach Nord» und «Rorschach Süd» von 2002 verknüpfen die göttliche Sicht auf die Welt, das heisst den Blick aus Satellitenumlaufbahnen, mit der Finanzkraft, die auf wirtschaftlichem Erfolg und Machtgefälle basiert, zu zwei gespenstischen Gebilden unserer Erde. Durch das Bestreiten von Weltbezug zugunsten von Persönlichkeitsstrukturen ironisiert Peter Stoffel Rorschachs Haltung; er bemerkt zu möglichen Dekodierungsversuchen: «Alle politischen Interpretationen sind rein zufällig und nicht in der Absicht des Autors»⁴¹. So stösst Stoffel die Tür zu Rorschach mit Rorschach zu.



Hermann Rorschach auf der Treppe
des Verwaltungsgebäudes der Heil- und
Pflegeanstalt Herisau, um 1916.

Die Heil- und Pflegeanstalt von Appenzell Ausserrhoden in der schweizerischen Psychiatrielandschaft

Simon Steiner

«Die Errichtung dieser Anstalt bildet unzweifelhaft eines der schönsten Blätter in der Geschichte des appenzellischen Volkes.» (Neuer Appenzeller Kalender auf das Jahr 1909).

Wie das Zitat zeigt, blickte man im Kanton Appenzell Ausserrhoden mit Stolz auf das vollendete Werk der 1908 eröffneten Heil- und Pflegeanstalt Herisau. Die neue Errungenschaft zeugte von einem aufgeschlossenen Gemeinwesen, das die Fortschritte der modernen Wissenschaft in praktische Humanität umsetzte und die «Irren» nicht mehr als Erscheinungen dunklen Wahnsinns, sondern als Geisteskranke betrachtete und behandelte. In diesem Beitrag geht es darum, die Heil- und Pflegeanstalt Herisau im psychiatriehistorischen Kontext des frühen 20. Jahrhunderts zu verorten. Der erste Teil gibt einen knappen Überblick über die Entwicklung der Schweizer Psychiatrie seit dem 19. Jahrhundert. Der zweite Teil beleuchtet die Entstehung und den frühen Betrieb der Herisauer Klinik.

Die Anfänge der modernen Psychiatrie in der Schweiz

Der fundamentale gesellschaftliche Umbruch im Zuge der Aufklärung setzte im 18. Jahrhundert in ganz Europa Reformen in Gang. Dies führte auch dazu, dass die Gesellschaft mit Menschen, die psychisch vom «Normalen» abwichen, anders umging. Früher war Wahnsinn als Ausdruck göttlichen Willens hingenommen worden, nun galt er als grundsätzlich heilbare Geisteskrankheit. Als Ort der Versorgung und Behandlung der Kranken bildete sich ein neuer Anstaltstyp heraus, der im Gegensatz zu den früheren Spitälern oder Versorgungshäusern ausschliesslich «Irren» vorbehalten war.⁴²

In der Schweiz dauerte es vergleichsweise lange, bis die Reform des «Irrenwesens» einsetzte. Der liberale St. Galler Regierungsrat und Präsident der St. Gallisch-Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Johann Matthias Hungerbühler (1805–1884), zeichnete 1846 bei der ersten gesamtschweizerischen Bestandesaufnahme über die öffentliche Versorgung Geisteskranker ein düsteres Bild: In vielen Kantonen stellte er eine weitgehende Vernachlässigung «dieser unglücklichen, armen Menschenklasse» durch den Staat fest.⁴³ Seine Forderung nach Verbesserungen veranschaulicht die Bemühungen um Erneuerung, die in der zweiten Jahrhunderthälfte in der Schweiz in einen eigentlichen Anstaltsboom mündeten. Parallel zur Ausbildung der modernen Psychiatrie zu einer eigenen medizinischen Disziplin und begleitet von statistischen Erhebungen, welche die Geisteskranken als Bevölkerungsgruppe erst sichtbar machten und problematisierten, entstanden schweizweit bis zum Ersten Weltkrieg rund 20 grössere «Irrenanstalten».⁴⁴ Zunächst wurden säkularisierte Klöster umfunktioniert oder neue, repräsentative Blockbauten erstellt. Ab Mitte der 1870er-Jahre begann sich dann das sogenannte Pavillonsystem durchzusetzen, bei dem eine Gruppe einzelner Häuser an die Stelle eines grossen Zentralgebäudes trat.⁴⁵ Grundlegend blieb jedoch die Trennung der Kranken nach Geschlecht sowie die Unterteilung in «Ruhige» und «Unruhige».

Die neuere historische Forschung hat den ambivalenten Charakter der «modernen» Anstaltspsychiatrie betont. Ins Zentrum des Interesses rückte insbesondere die gesellschaftliche Ordnungsfunktion der Psychiatrie und ihre «doppelte» Aufgabe: Behandlungs- und Heilungsanspruch einerseits sowie Normierungsdruck und Ordnungspolitik andererseits.⁴⁶ Aus dieser Perspektive erscheint die psychiatrische Anstalt als eine abgegrenzte Zone für jene Menschen, welche aus irgendwelchen Gründen psychisch nicht in der Lage sind, sich in der Gesellschaft den geltenden Normen entsprechend zu bewegen, und die aufgrund ihres abweichenden Verhaltens als soziale Problemfälle gelten. Im Spannungsfeld zwischen sozialer Ausgrenzung einerseits und sorgsamer Behandlung mit dem Ziel der Reintegration andererseits verschränken sich die Bemühungen um Linderung individuellen Leidens und Schutz vor der Unbill des Lebens «in freier Wildbahn» mit der Unterwerfung unter das von gesellschaftlichen Normen und Regeln geprägte Anstaltsregime.

«Ruhe und Ordnung» als Therapie

Behandlungsmethodisch herrschte in der Zeit um 1900 «therapeutischer Nihilismus» vor. Das praktische Instrumentarium der Anstaltspsychiatrie war trotz des wissenschaftlich begründeten Anspruchs, möglichst viele Kranke als geheilt oder zumindest «gebessert» wieder entlassen zu können, äusserst beschränkt. Behandlungsmethoden und -mittel wie Deckelbäder, Isolierungen, Zwangsjacken oder Bettgurten gerieten zunehmend ins Kreuzfeuer der Kritik, wurden als Zwangsmittel gebrandmarkt und immer seltener eingesetzt. An alternativen Heilungsrezepten aber mangelte es.⁴⁷

Eugen Bleuler (1857–1939), Professor und Direktor an der gleichzeitig als Universitätsklinik fungierenden «Irrenheilanstalt» Burghölzli in Zürich, brachte das Dilemma der Anstaltspsychiatrie 1898 exemplarisch zum Ausdruck: In seiner Antrittsvorlesung bezeichnete er die «Irrenanstalt» zwar als ein «therapeutisches Mittel ersten Ranges», räumte aber gleichzeitig ein, dass es gegen Geisteskrankheiten derzeit «kein spezifisches Mittel» gebe.⁴⁸

«Ruhe und Ordnung» als oberste Maxime im psychiatrischen Anstaltsbetrieb um 1900 bezog sich also nicht nur auf das möglichst reibungslose Zusammenleben in der Anstalt, sondern wirkte sich auch auf die Art der Therapien aus. Die Beruhigung der Patientinnen und Patienten galt als primäres Mittel, das Ziel der Anstaltsbehandlung – die Wiedereingliederung des Individuums in seine soziale Umwelt – zu erreichen. Die Anstaltsordnung sollte es den Kranken ermöglichen, ihre psychische Ordnung zurückzugewinnen und damit auch ihre Fähigkeit, sich an die gesellschaftliche Ordnung anzupassen.⁴⁹

Im Vordergrund stand dabei zum einen die sogenannte Bettbehandlung, welche die Bettruhe in Wachsälen zum Prinzip erhob und die teilweise durch Dauerbäder oder medikamentöse Beruhigungsmittel begleitet wurde. Zum anderen bemühte man sich zusehends um die gezielte Beschäftigung der Patientinnen und Patienten – ein Instrument, von dem noch die Rede sein wird.

Primär vom Zürcher Burghölzli ausgehend, das in der schweizerischen Psychiatrie eine zentrale Stellung einnahm und auch international einen guten Ruf besass, verbreiteten sich ab den 1910er-Jahren vermehrt psy-



Das Personal als wichtiger Teil der Anstaltsgemeinschaft wohnte lange Zeit auf dem Areal der Klinik, um 1920.

chotherapeutische und -analytische Ansätze. Damit verschob sich der Fokus von der zeitweise vorherrschenden Tendenz, Geisteskrankheiten ausschliesslich als organische Schädigungen im Gehirn zu erklären, stärker auf das affektive Innenleben von Kranken und deren Verhältnis zur Aussenwelt. Beispielhaft zeigt sich dies am Krankheitskonzept der Schizophrenie, das Eugen Bleuler in Abwandlung von Emil Kraepelins (1856–1926) «Dementia praecox» entwickelt hatte und letztere nach 1911 als Deutungsmuster für die Gruppe der häufigsten psychischen Erkrankungen rasch ablöste.⁵⁰ Parallel dazu wandte man in den 1920er-Jahren körperliche Behandlungsmethoden wie Schlaf-, Fieber- oder Schockkuren an.⁵¹

Die Institutionalisierung der Appenzeller Psychiatrie

1877 gründete die «Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft» auf Initiative des pietistischen Speicherer Pfarrers Gottfried Lutz (1841–1908) und mit Unterstützung akademisch gebildeter Ärzte den «Appenzelli-

schen Verein für die Unterstützung armer Geisteskranker». Dies stellte – nach einzelnen früheren Versuchen – den Beginn einer institutionalisierter «Irrenfürsorge» in Appenzell Ausserrhoden dar. Neben der Unterbringung und finanziellen Unterstützung bedürftiger appenzellischer Geisteskranker wurde die Errichtung einer kantonalen «Irrenanstalt», für welche ein Baufonds eingerichtet wurde, in Kürze zum zentralen Anliegen des Vereins.⁵² Im Vergleich mit anderen kantonalen Hilfsvereinen in der Schweiz wies er im Verhältnis zur Bevölkerungszahl bald mit Abstand die meisten Mitglieder auf. Ursprünglich für beide Halbkantone vorgesehen, beschränkten sich die Aktivitäten rasch auf Ausserrhoden: Trotz entsprechender Bemühungen gelang es im katholischen inneren Kantonsteil weder Mitglieder anzuwerben, noch wurden dort die Dienste des Vereins in Anspruch genommen. Der Jahresbericht 1881 vermerkt zu diesem Umstand, der auf die kulturelle Differenz zwischen den beiden Halbkantonen verweist, süffisant: «Höchst erfreulich wäre diese Thatsache, wenn sich daraus schliessen liesse, dass das liebliche Gelände am Fusse des Säntis mit seinen frischen und frohen Bewohnern von der Nachtgestalt der Geisteskrankheit nicht heimgesucht werde. Allein wir befürchten nicht ohne Grund, dass es in dieser Beziehung kein Eldorado sei, dass vielmehr die unglücklichen «Irren» daselbst eine Versorgung finden, die nach den Grundsätzen der modernen Psychiatrie kaum zu Recht bestehen dürfte. Möchte es darum auf unserem Gebiete recht bald heissen: Hie das ungeteilte Appenzell.»⁵³

In Ausserrhoden stimmte die Landsgemeinde 1892 der Verwendung eines Teils der Einnahmen aus dem Alkoholzehntel zugunsten des «Irrenwesens» zu. Das Komitee des Hilfsvereins, in dem der Regierungsrat eine Vertretung erhielt, wurde gleichzeitig zur quasi-staatlichen Instanz für die Versorgung armengenössiger Geisteskranker erhoben. Die wiederholten Schwierigkeiten, die sich bei der Unterbringung dieser Kranken in den chronisch überbelegten ausserkantonalen «Irrenanstalten» ergaben, liessen das Postulat einer eigenen Anstalt inzwischen umso dringlicher erscheinen. Die kantonale «Irrenzählung», die der Gaiser Arzt Johann Ulrich Kürsteiner (1840–1909) im Auftrag des Komitees durchführte, lieferte 1893 das statistische Fundament für das Bauprojekt, für das Verein und Kanton nun finanzielle Mittel zur Verfügung stellten.⁵⁴

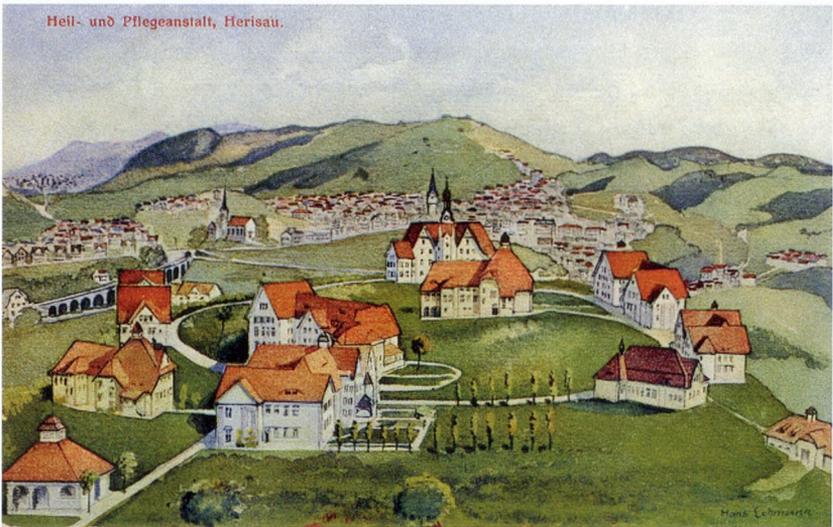
Das Pavillondorf auf der «Akropolis von Herisau»

Bei der Planung stand von Anfang an eine kombinierte Heil- und Pflegeanstalt im Pavillonsystem im Vordergrund.⁵⁵ Die unbestrittene Wahl des Bauplatzes fiel auf ein erhöhtes Areal im Gebiet Krombach in Dorfnähe, das den gewünschten Anforderungen in geradezu idealer Weise entsprach. In einem Expertengutachten lautete das Urteil mit schon fast poetischem Pathos: «Diese Akropolis von Herisau halten wir für würdig, die schönste Anstalt der Schweiz zu tragen.»⁵⁶ Neben der Nähe zu einer grösseren Ortschaft mit Eisenbahnverbindung und der Möglichkeit der Beschäftigung in der Landwirtschaft waren insbesondere die Ruhe und der landschaftliche Reiz der Umgebung als einflussreiche Heilfaktoren ausschlaggebend.

Tatsächlich galt die Heil- und Pflegeanstalt Herisau schon bald nach der Eröffnung im Oktober 1908 als Vorzeigemodell einer Pavillonanstalt. Von den Winterthurer Architekten Robert Rittmeyer (1868–1960) und Walter Furrer (1870–1949) in neuartiger Weise im Heimatstil und unter Verzicht auf das übliche Symmetrieprinzip entworfen, bestach die für rund 250 Patientinnen und Patienten und gut 50 Angestellte konzipierte



Das Verwaltungsgebäude vor der Eröffnung 1908.



Auf einer Anhöhe am Dorfrand Herisaus gelegen, profitierte die Anstalt von einer malerischen Umgebung, undatiert.

Anlage durch ihren offenen, ausgesprochen dörflichen Charakter; sie fügte sich vergleichsweise bruchlos in die regionale Baukultur ein. Als der «Verein Schweizerischer Irrenärzte» im Mai 1910 seine Jahresversammlung in Herisau abhielt, stiess das Bauwerk auf breite Anerkennung und wurde als «schönste und bisher best eingerichtete Anstalt dieser Art» bezeichnet.⁵⁷

Die Betten der neuen Anstalt füllten sich erwartungsgemäss rasch. Bereits Ende 1910 war die vorgesehene Auslastung von 250 Kranken erreicht.⁵⁸ Zu rund zwei Dritteln handelte es sich dabei um Personen, die im Kanton Appenzell Ausserrhoden heimatberechtigt waren. Mit den Kantonen Zürich und Glarus hatte die Regierung Verträge für eine längerfristige Verpflegung auswärtiger Patientinnen und Patienten abgeschlossen, wobei besonders die über 50 Zürcher Kranken einen beträchtlichen Anteil ausmachten. Bereits 1910 erhielt der Kanton Uri eine abschlägige Antwort auf seine Anfrage, einen ähnlichen Vertrag abzuschliessen, weil man für Einheimische aufnahmefähig bleiben wollte.⁵⁹ Dennoch stieg der Krankenbestand bald auf über 300, wo er sich einpen-

delte. Wie auch in anderen Heil- und Pflegeanstalten machte die Patientengruppe, deren Diagnosen unter die Kategorie der «psychotischen Verblödungsformen» fielen, mit gegen 80 Prozent den weitaus grössten Teil aus. Mit der *Dementia praecox* betraf die häufigste Diagnose in den Anfangsjahren jene Krankheitsbilder, die ab 1913 in den Jahresberichten unter dem sich rasch durchsetzenden Begriff der Schizophrenie auftauchen sollten. Der bereits 1905 während der Planungsphase gewählte Anstaltsdirektor Arnold Koller (1874–1959) machte sich über die Heilungsaussichten dieser Gruppe kaum Illusionen: «Sie bilden das Gros derjenigen Patienten, welche, oft erst nach mehrmaligen Entlassungsversuchen, schliesslich definitiv in der Anstalt zurückbleiben», hielt er im ersten Jahresbericht der Klinik fest.⁶⁰ Die restlichen Fälle verteilten sich nach zeitgenössischem Klassifikationsschema auf weitere erworbene idiopathische Krankheitsformen (vor allem manisch-depressives Irresein), angeborene und konstitutionelle Psychosen (Schwachsinn, Imbezillität beziehungsweise Hysterie), organische Störungen (Demenz), epileptische Störungen und Intoxikationspsychosen (vor allem Alkoholismus).

Beruhigung und Arbeit

Bald nach seiner Wahl hatte Direktor Koller in einem Referat «Ueber die Behandlung der Geisteskranken» seine diesbezüglichen Grundsätze gleichsam programmatisch festgehalten. Dabei warnte er vor den verhängnisvollen Folgen unterlassener oder unsachgemässer Behandlung und betonte, die «Verbringung in das Irrenhaus» bedeute für alle Kranken eine Wohltat, auch wenn sie selbst und ihre Angehörigen dies oft genug als Unglück ansähen.⁶¹ Kollers Aussage veranschaulicht die zwiespältige Stellung der Psychiatrie in der Gesellschaft, welche die «Irrenanstalt» mit einer Mischung aus Dankbarkeit und Argwohn betrachtete. So fand auch der Hilfsverein, der mit der Verwirklichung der «Irrenanstalt» sein angestrebtes Ziel erreicht hatte und nun zwischenzeitlich eine Existenzkrise durchmachte, neben der verstärkten Fürsorge für «Trinker und Epileptische» in der Öffentlichkeitsarbeit einen neuen Aufgabenschwerpunkt.⁶²

Die Wirksamkeit der modernen «Irrenanstalt» charakterisierte Koller nach zwei Hauptrichtungen: Einerseits seien alle schädlichen Einflüsse

vom Kranken fernzuhalten, andererseits sollten Heilfaktoren den Krankheitsprozess günstig beeinflussen. Zu letzteren zählte Koller die Bettbehandlung unter permanenter Überwachung, die bei körperlich geschwächten und bei frisch erkrankten Patientinnen und Patienten zur Anwendung kam. Weiter nannte er die Verabreichung von Schlaf- und Beruhigungsmitteln sowie von warmen Bädern und Wickeln. Mit besonderem Nachdruck aber wies er auf den heilsamen Effekt der Beschäftigung hin, die vor allem bei Kranken auf dem Weg zur Besserung sowie bei unheilbaren Fällen zu therapeutischen Zwecken zum Einsatz kommen sollte:

«Die Arbeit soll es dem Patienten ermöglichen, seine Kräfte zu probieren, sich wieder normal betätigen zu lernen, neues Vertrauen zu gewinnen in seinen [sic!] Fähigkeiten und ihn allmählig überleiten zur Entlassung und zur Wiederaufnahme seiner früheren Tätigkeit. Für die leider zahlreichen Kranken, bei denen eine Heilung nicht erzielt werden kann, bietet die Arbeit die Möglichkeit, ja die einzige Gelegenheit, den noch vorhandenen Besitz an geordneten Fähigkeiten zu erhalten und dem Weiterschreiten der Krankheit Einhalt zu tun. Es muss ohne weiteres einleuchten, dass ein Kranker, welcher regelmässig beschäftigt ist und seiner Arbeit Interesse zuwendet, auf diese Weise von seinen krankhaften Ideen abgelenkt wird und keinen Anlass hat, dieselben weiter auszuspinnen.»⁶³

Arbeits- und Beschäftigungstherapie

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert kam die Patientenarbeit in immer mehr Anstalten als ausdrücklich medizinische Massnahme zum Einsatz.⁶⁴ Am konsequentesten auf Arbeits- und Beschäftigungstherapie setzte in der Schweiz das 1892 eröffnete Asyl im st. gallischen Wil unter Direktor Heinrich Schiller (1864–1945), der auch bei der Planung der Heil- und Pflegeanstalt Herisau massgeblich beteiligt war.⁶⁵ Unter der Bezeichnung «aktivere Krankenbehandlung» wurde die Beschäftigungstherapie dann ab den 1920er-Jahren nach dem Vorbild des deutschen Psychiaters Hermann Simon (1867–1947) stärker systematisiert und liess die Bettbehandlung körperlich gesunder Patientinnen und Patienten in den Hintergrund treten.



Der Landwirtschaft kam in der Arbeits- und Beschäftigungstherapie eine zentrale Rolle zu. Im Bild zwei Ökonomiegebäude, 1909.

Auch in der Praxis kam der Arbeitstherapie in Herisau ein vergleichsweise hoher Stellenwert zu. Die Männer wurden vor allem in der Landwirtschaft, aber auch mit Schlosser- und Schreinerarbeiten, Schneidern, Malen, Korbflechten, dem Kleben von Papiertüten oder Schreifarbeiten beschäftigt. Die Patientinnen kamen in Küche und Waschküche, im Bügelsaal, beim Stricken und Nähen oder bei häuslichen Reinigungs- oder leichten Gartenarbeiten zum Einsatz. Anfänglich bekundete man trotz Aufträgen des lokalen Gewerbes Mühe, ausreichend Arbeit zu finden. Der Bedarf an von Patientinnen gefertigten Strümpfen und Socken war bald gedeckt – bereits im ersten Jahr sammelte sich ein ansehnlicher Vorrat an. In der Zwischenkriegszeit mangelte es an geeigneten Frauen für die anfallenden häuslichen Arbeiten, während es für die Männer weiterhin wenig passende Beschäftigungsmöglichkeiten gab. Mit der Einführung der erwähnten «aktiveren Therapie» stieg die Quote der Beschäftigten Ende der 1920er-Jahre dann von gut der Hälfte auf über 70 Prozent.

Der Anteil der mit Dauerbädern behandelten Patientinnen und Patienten bewegte sich in der Anfangszeit der Anstalt zwischen einem und drei

Prozent, wobei in «Fällen erhöhter Aufregung» gelegentlich feuchte oder trockene Wickel zur Anwendung kamen. In einem vergleichbaren, wenn auch phasenweise etwas höheren Ausmass kamen Schlafmittel zum Einsatz. Minutiös vermerkten die Jahresberichte jeweils auch den Gebrauch von Handschuhen und Kleidern aus Segeltuchstoff oder von Bettgurten, die aufgrund ihres offensichtlichen Zwangscharakters besondere Rechtfertigung verlangten.⁶⁶

Zwischen Ausweitung des Angebots und Ressourcenknappheit

Die Bestrebungen Arnold Kollers, die «Irrenpflege» in Form von Beratung oder Besuchen bei Entlassenen auch ausserhalb der Anstalt an die Hand zu nehmen, scheiterten an der Finanzierung. 1915 richtete er jedoch eine wöchentliche Gratisprechstunde für «unbemittelte Nerven- und Gemütskranke» ein, die trotz mässiger Resonanz zur festen Institution wurde.⁶⁷ Die Anregung, den Einflussbereich der Aufsichtskommission auf die in der eigenen oder einer fremden Familie oder aber einer privaten Einrichtung untergebrachten Patientinnen und Patienten auszudehnen – Koller hätte die entsprechenden Visitationen vorgenommen – fand beim Regierungsrat kein Gehör.⁶⁸

Auch die knappe Dotierung des ärztlichen Personals, das sich neben dem Direktor auf einen Oberarzt beschränkte, gab Anlass zu Klagen. «Es genügt eben nicht, die Kranken zweckmässig unterzubringen, sie recht zu speisen und womöglich zu beschäftigen; die Aufgabe einer Anstalt wie der unsrigen ist eine möglichst eingehende individualisierende Behandlung der ihr anvertrauten Kranken», bemerkte Koller im Jahresbericht von 1916 scharf und forderte unter Verweis auf die gestiegene Zahl der Patienten und die Betreuungsverhältnisse in anderen Kantonen Entlastung. Diese Intervention führte 1919 immerhin zur Schaffung einer Volontärarztstelle.⁶⁹

Inwiefern die Betonung des Individuums in Kollers obiger Bemerkung auf den Einfluss des seit Ende 1915 als Oberarzt in Herisau tätigen Hermann Rorschach (1884–1922) zurückzuführen ist, muss offen bleiben. Zweifellos fanden dank Rorschach verstärkt psychodynamische Aspekte Eingang in die Behandlungspraxis. In welcher Form und in welchem Ausmass dies geschah, ist indessen fraglich. Auf jeden Fall bekundete der



Hermann Rorschach, um 1920.

junge Oberarzt Mühe, im Appenzellerland für ihn wissenschaftlich interessante Fälle zu finden.⁷⁰

Wie sich Arnold Koller zu Rorschachs wissenschaftlichen Interessen und Arbeiten stellte, ist nicht bekannt.⁷¹ Koller trat in Fachkreisen primär als Statistiker in Erscheinung. Für die Landesausstellung 1914 trug er im Auftrag des «Vereins Schweizerischer Irrenärzte» eine statistische Übersicht zum schweizerischen «Irrenwesen» zusammen. In Ausserrhoden führte er in regelmässigen Abständen und über seine Direktoriumszeit hinaus sogenannte «Anormalenzählungen» durch. In den Jahresberichten der Heil- und Pflegeanstalt veröffentlichte er zudem alle fünf Jahre einen statistischen Anhang zur Bevölkerungsbewegung in der Klinik. Diese lassen vor allem zwei Hauptinteressen erkennen: So bemühte er sich durch Nachforschungen über die aus der Klinik Entlassenen um verlässliche Angaben zur längerfristigen Heilungsquote. Vor allem jedoch legte Koller ein Schwergewicht auf das damals diskutierte Phänomen der «erb-

lichen Belastung», indem er bei den Vorfahren und Verwandten der Patientinnen und Patienten nach Hinweisen auf «minderwertiges» Erbgut suchte und die Resultate als Bestätigung der verbreiteten Befürchtungen vor einer Degeneration des Volkes interpretierte.⁷² Im Einklang mit seinem einstigen Lehrer, dem früheren Burghölzli-Direktor Auguste Forel (1848–1931), und dessen Theorie der Keimschädigung machte ihn dies zum vehementen Verfechter der Alkoholismusbekämpfung sowie eugenischer Massnahmen.⁷³ So war für ihn klar, dass «die Erzeugung schwachsinniger Kinder verhindert werden» muss, wobei er als Ultima ratio auch in Betracht zog, bestimmten Personen «durch eine kleine Operation die Fähigkeit der Fortpflanzung zu nehmen».⁷⁴ Ob und in welchem Ausmass sich diese Rhetorik der Prävention in einer von der Heil- und Pflegeanstalt ausgehenden Sterilisations- oder Kastrationspraxis niederschlug, wäre zu untersuchen.⁷⁵

Nachdem Koller 1923 die Klinik verlassen hatte, um die Leitung der wissenschaftlichen Abteilung des internationalen Büros gegen Alkoholismus in Lausanne zu übernehmen, stand die Heil- und Pflegeanstalt bis 1941 unter dem Direktorium von Otto Hinrichsen (1870–1941). Dieser baute unter anderem die Arbeitstherapie nach dem Modell der «aktiveren Therapie» aus. Den neu aufkommenden Kuren wie etwa der Elektroschocktherapie begegnete er mit Skepsis. Insulin- und Cardiazolkuren hielten Ende der 1930er-Jahre jedoch auch in Herisau Einzug.⁷⁶

Insgesamt stellte die Appenzeller Heil- und Pflegeanstalt im frühen 20. Jahrhundert in der Schweizer Psychiatrielandschaft keine Ausnahmererscheinung dar. Als innovatives Beispiel einer vergleichsweise kleinen, ländlich geprägten Anstalt kam ihr in der Anfangszeit aber eine gewisse Vorreiterrolle zu. Dies betrifft insbesondere auch ihren in räumlicher Hinsicht relativ offenen Charakter. Dieser begünstigte zwar Fluchtversuche und machte auch den Kontakt von aussen einfacher, als es der Anstaltsleitung manchmal lieb war, wurde von dieser aber auch stets positiv hervorgehoben.⁷⁷ Was die Diagnosen und die Behandlungsmethoden angeht, so fügte sich die Herisauer Anstalt nahtlos in die zeitgenössische Schweizer Psychiatrie ein.



Olga Stempelin und Hermann Rorschach
in Münsterlingen, um 1910.

«Jahre voll inneren Schaffens, Liebens und Atmens»

Das Ärzte-Ehepaar Olga und Hermann Rorschach

Iris Blum

«Zeremonien», schrieb der 26jährige Hermann Rorschach 1910 an seine Schwester Anna (1888–1974), «kommen uns dumm vor.» Dennoch staunte er über die so unerwartet «sehr schöne Trauung» mit der 32jährigen Olga Stempelin.⁷⁸ Die Ehe der russischen Ärztin und des Schweizer Psychiaters wurde in der russisch-orthodoxen Kirche in Genf geschlossen. Rorschachs Stiefmutter Regina Rorschach (1862–1945), geborene Wiedenkeller, hätte sich für ihren ältesten Sohn eine bessere «Partie» gewünscht.⁷⁹ Olga und Hermann gingen eine für das damalige Kleinbürgertum untypische Verbindung ein.⁸⁰ Während des Medizinstudiums in Zürich bemerkte Rorschach einmal, dass er nicht mit «sentimentale[n] [...] Backfischchen» Bekanntschaften mache, sondern mit interessanten, reichen («nicht notwendig an Silber») Menschen.⁸¹ Über den Typus des Medizinstudenten, der sich schon zu Studienzeiten auf seinen sozioökonomischen Status etwas einbildet, «mit Vorliebe an eine reiche Frau und ein schönes Gefährt und einen silbernen Stockgriff»⁸² denkt, machte er sich geradezu lustig. Hier traf er sich ideell mit dem Zürcher Arzt und Kommunisten Fritz Brupbacher (1874–1945), ebenfalls mit einer russischen Ärztin verheiratet, der in seiner Autobiographie lakonisch notierte: «Der Schweizer Student hatte Rendite- und Heiratsprobleme, der russische Weltprobleme.»⁸³ Die Rolle von Frauen und Männern in der Gesellschaft beschäftigte Rorschach bereits als 19jähriger Schüler.

Ungewöhnliches Plädoyer für die Frauenemanzipation

Im Jahre 1903 hielt der Kantonsschüler Hermann Rorschach vor der Schaffhauser halboffiziellen Studentenverbindung «Scaphusia» einen Vortrag über die «Frauen-Emanzipation»⁸⁴. Rorschach war im selben Jahr

unter dem Namen «Klex» in die Verbindung aufgenommen worden.⁸⁵ «Frauenemanzipation» verstand Hermann Rorschach als: «[...] das Streben des weib[lichen] Geschlechtes sich von den Schranken, mit denen es natürliche u. soziale Verhältnisse umgeben haben, zu befreien, mit dem männlichen Geschlechte gleichberechtigt zu werden.»⁸⁶

Die Rede des zukünftigen Medizinstudenten war ein kluges Plädoyer für die berufliche und politische Gleichberechtigung der Frauen. Rorschach sprach zwar von «natürlichen Schranken» zwischen den Geschlechtern, doch referierte er eigentlich ausschliesslich über die «sozialen Schranken». Denn die Frau sei «von Natur aus weder körperlich noch geistig, noch moralisch dem Manne gegenüber im Nachteil»⁸⁷. Daher forderte er die Zulassung von Frauen zum Studium, zu sämtlichen Berufen sowie das Stimm- und Wahlrecht. Dabei war Hermann Rorschach ein belesener Schüler: Er stützte seine Argumente auf die Geschichte der Frauenbewegung beziehungsweise auf die Schriften der französischen Frauenrechtlerin, Revolutionärin und Schriftstellerin Olympe de Gouges (1748–1793). Diese hatte sich intensiv mit Männer- und Menschenrechten auseinandergesetzt. Zudem verwies Rorschach auf die damals vorbildlichen, gesellschaftlichen Strukturen in anderen Ländern wie die Vereinigten Staaten. Geschickt spielte er auf Vorurteile seiner Farbenbrüder an und konterte diese mit einer Prise Humor. Er drehte den Spieß um: Die Blaustrümpfe seien den Voreltern zwar ein Greuel gewesen, aber «ein männlicher Bildungsprotz ist doch auch eine aufstössige Erscheinung»⁸⁸, und bei der angeblichen «Geschwätzigkeit» der Frauen komme es noch sehr darauf an, «ob am Stammtisch oder im Kaffeekränzchen mehr geklatscht wird»⁸⁹. Sprach Rorschach hier den Wandel von Wissenschaft und Geschlechterbeziehungen um 1900 an? Welche Personen und welche Lektüre mögen ihn beeinflusst haben?

Rorschachs Ansichten über Gleichberechtigung und Geschlechteridentität sind auch Thema im umfangreichen Briefwechsel aus den Jahren 1905 bis 1911 mit seiner Schwester Anna.⁹⁰ Wie wenige seiner Generation vertrat er darin vehement ein «egalitäres» Geschlechtermodell. Weite Teile der ersten bürgerlichen Frauenbewegung waren zum Beispiel der Ansicht, dass Frauen und Männer grundsätzlich verschieden seien, sich jedoch ideal ergänzten.⁹¹ Die Vertreterinnen des egalitären Ge-



Hermann Rorschach als junger
Medizinstudent in Zürich, um 1905.

schlechterkonzepts knüpften hingegen an die naturrechtliche Tradition an und postulierten das Prinzip der Gleichheit aller Menschen. Daraus leiteten sie die Forderung nach Gleichstellung der Geschlechter in allen gesellschaftlichen Bereichen ab. So formulierte Rorschach, die Frau sei weder ausschliesslich zur «Kinderfabrikation»⁹² berufen noch sei der Mann nur die «Versorgungsanstalt für die Frau»⁹³.

Interessant sind auch seine Ausführungen zur Zulassung von Frauen zu den medizinischen Fakultäten und betreffend die Erlaubnis zur Berufsausübung. Rorschach warf die Frage auf, ob Frauen sich besser in Patientinnen einfühlen könnten. Hier stimmte er argumentativ mit der Mehrheit der Frauenbewegung überein, denn «dass Frauen ihre intimen Krankheiten [...] lieber einer Frau offenbaren»⁹⁴, verstehe sich von selbst. Damit untermauerte er das Bedürfnis von Patientinnen, von Ärztinnen untersucht zu werden – und bewies damit erstaunlichen Weitblick.

In der Schweiz hatten Frauen zu diesem Zeitpunkt den formalen Zugang zu den Hochschulen längst erhalten. In anderen europäischen Ländern rückte jedoch die Forderung, Frauen an Universitäten zuzulas-

sen und ihnen auch die medizinischen Fakultäten zu öffnen, um 1900 wieder in den Vordergrund. Wie Jahrzehnte zuvor in der Schweiz riefen die Protagonistinnen der deutschen Frauenbewegung mit ihren Ansprüchen die Gegenwehr der betroffenen Berufsgruppe, der Ärzteschaft, hervor: «Kein sittliches, moralisches und medizinisches Argument blieb» – unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit – «ungesagt»⁹⁵, um die Zulassung von Frauen zu verhindern. Am deutlichsten positionierte sich der deutsche Gynäkologe Paul Julius Möbius (1853–1907) mit seinem Buch «Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes». Dieses 1900 erschienene Pamphlet avancierte zum Bestseller und «fasst den männlichen Ärger über die Bestrebungen der Frauen, eine höhere Bildung und Zugang zu einem akademischen Beruf zu erlangen»⁹⁶, sehr anschaulich zusammen. Ob diese Publikation Hermann Rorschach bekannt war, lässt sich nicht sagen. In seinem Plädoyer für die Emanzipation der Frauen von 1903 hatte er sich jedenfalls intensiv mit dem zeitgenössischen Geschlechterdiskurs auseinandergesetzt.

Als russische Studentin in Zürich

Die in Buinsk, nahe Kazan, Gouvernement Simbrisk, geborene Olga Stempelin studierte 1902 bis 1908 an der Universität Zürich. Damit gehörte sie zur zweiten Generation russischer Studentinnen und Studenten, der sogenannten «zweiten Russenwelle». Zwischen 1902 und 1912 war mehr als die Hälfte der Studierenden Ausländerinnen und Ausländer (54 Prozent). Der Anteil russischer Studierender an der Gesamtzahl ausländischer Studierender betrug rund 51 Prozent. In den Jahren 1900 bis 1905 machten die Russinnen unter den Studentinnen rund 74 Prozent aus.⁹⁷ Dies bedeutet, dass drei von vier Frauen in den Jahren 1900 bis 1905 an der Universität Zürich Russinnen waren.

Dieser hohe Anteil russischer Studierender führte nicht nur zwischen den Nationalitäten und zwischen den Geschlechtern zu Konflikten, sondern auch unter Geschlechtsgenossinnen, also zwischen angehenden russischen und schweizerischen Akademikerinnen. Marie Heim-Vögtlin (1845–1916), die erste Schweizer Medizinstudentin, richtete bereits 1870 – während der «ersten Russenwelle» – zusammen mit fünf Kolleginnen eine Beschwerde an den Senat der Zürcher Universität. Sie kritisierte, dass



Olga Stempel als junge Medizinstudentin in Zürich, um 1905.

die mangelhafte Vorbildung der russischen Studentinnen das wissenschaftliche Niveau der Vorlesungen gefährde und die Russinnen den ernsthaft Studierenden die besten Plätze wegnähmen.⁹⁸ Damit übernahmen die Schweizer Studentinnen die Argumente der Professorenschaft.⁹⁹ Wie die Gegner des Frauenstudiums, vor allem diejenigen aus der approbierten Ärzteschaft, fürchteten die Studentinnen die Konkurrenz. Zudem unterstellten sie den Ausländerinnen mangelnden Lerneifer. Dieses Argument führten Medizinprofessoren und politisch Verantwortliche ebenfalls gerne ins Feld, um die Öffnung der Alma Mater für Frauen generell zu verhindern. Sie zeichneten das Schreckensbild der am Studium wenig interessierten russischen Studentin, die unter dem Einfluss russischer Revolutionäre ihre Studien vernachlässigt und sich der politischen Agitation zuwendet.¹⁰⁰ Die Schweizer Studentinnen initiierten auch eine lange Reihe von Protesten gegen die Anwesenheit russischer Studentinnen an anderen westeuropäischen Universitäten.¹⁰¹ Diese Welle von Fremdenfeindlichkeit während Olga Stempelins Studienzeit gipfelte in Schlagworten wie «halbasiatische Invasion» und «slawische Mädchenschule».¹⁰²

Die russischen Studentinnen bildeten keine homogene Gruppe. Sie unterschieden sich in Alter, sozialer Herkunft und in der Studienmotivation. Olga Stempelin gehörte vermutlich nicht zu jenen politisierten russischen Studierenden, die in Lokalen heiss debattierten und kalt assen, wie das Zürcher Bürgertum als Klischee gerne vermerkte.¹⁰³ Nach Auskunft von Hermann Rorschach wollte Olga in der Schweiz ausschliesslich ihre Studien absolvieren und anschliessend «auf ein Bauerndorf gehen, weit von allen höher stehenden Menschen, und kranke Bauern heilen [...]»¹⁰⁴ Landärztin, die kostenlos Arme behandelt? – Diese Sehnsucht hegten viele russische Sozialdemokratinnen.¹⁰⁵

Die russische Frau

Schon während der Studienzeit bewunderte Rorschach die Zielstrebigkeit und das Verantwortungsbewusstsein seiner zukünftigen Ehefrau. Sie gehe ganz allein durchs Leben und habe mit 20 Jahren «eineinhalb Jahre lang mit Stundengeben und Abschreiben ihre Familie durchgebracht, einen kranken Vater, die Mutter und zwei Geschwister»¹⁰⁶. Von Olga auf alle Russinnen schliessend, schwärmte Rorschach geradezu für russische Frauen und schätzte sie um 1908 als weit emanzipierter als Schweizerinnen ein:

«[...] dass die *Frau* in Russland auf einer ganz andern Stufe steht als bei uns, und auch auf einer ganz anderen stehen *will*. So wird sie auch ganz anders behandelt. Nirgends sieht die menschliche Gesellschaft mit soviel Achtung auf die Persönlichkeit der Frau wie in Russland. Nirgends ist sie aber auch mehr Persönlichkeit als in Russland. Darum steht diese russische Frau ganz anders im Leben als z.B. unsere schweizerische [...]. In Russland bedeutet auch die Frau, und zwar die meisten intelligenten Frauen, eine Macht, die etwas für die Allgemeinheit tun will und kann, und tut, nicht nur Böden putzt und Kinderwäsche fegt; sie ist auch für den Mann etwas ganz anderes als bei uns. Bei uns genügt ja in den meisten Fällen dem Mann eine Frau, wenn sie nicht grad dumm, nicht grad hässlich, nicht grad arm ist wie eine Kirchenmaus; was die Frau aber *wirklich ist*, danach wird weniger gefragt.»¹⁰⁷

Wie ist diese Idealisierung der gesellschaftlichen Position russischer Frauen zu erklären? Rorschachs Bild war vermutlich geprägt von seinen

persönlichen Bekanntschaften mit russischen Frauen und Männern vor und während der Studienzeit. Konkrete positive Erfahrungen mit starken und intelligenten Frauen verleiteten ihn zu Schwärmereien und Verallgemeinerungen. Denn die in dieser Zeit in Westeuropa formulierten Forderungen nach gesetzlicher Gleichstellung, nach dem Wahlrecht und dem Recht auf Bildung wurden auch im russischen Zarenreich erst debattiert, waren also mitnichten bereits umgesetzt: in Lenins Arbeitsprogramm von 1903, in der 1906 erschienenen Broschüre «Die Frau als Arbeiterin» der Ehefrau und Kampfgefährtin Lenins – Nadezda Krupskaja (1869–1939) – oder in den Schriften der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei – wie «1905: Frauenschicksal».¹⁰⁸

Seine hohe Meinung von den Russinnen und Russen musste Rorschach nach seiner zweiten Russlandreise 1909 allerdings revidieren. Er war erstaunt darüber, dass Otto Weiningers (1880–1903) frauenfeindliche Geschlechterstudie «Geschlecht und Charakter» – ein «haarsträubender Blödsinn»¹⁰⁹ – in Russland so viel Anklang fand. Plötzlich sorgte er sich ausserdem, seine Schwester könnte unglücklich in russische Offizierskreise einheiraten. So schlug seine Russlandbegeisterung in Abwertung um: Der westliche Mensch stehe auf einer höheren Stufe seelischer Kultur als der östliche. Nur Menschen, welche «die Güte der russischen Natur, das tiefe russische Empfinden und die Konsequenz des westlichen Denkens vereinigen»¹¹⁰, stünden oft höher als wir. Die einstige Faszination für das vielgestaltige Zarenreich wandelte sich in ein negatives Russland-Stereotyp, wie es für die mitteleuropäische Presse des frühen 20. Jahrhunderts typisch war.¹¹¹ Vor der dritten Reise nach Russland schrieb Hermann Rorschach an seine Schwester: «Ich gehe wieder nach Russland um der wenigen Russen willen, die mir sympathisch sind, und die mich auf die grosse halbasiatische Masse mit versöhnteren Augen blicken lässt.»¹¹²

Einerseits differenzierte Rorschach seine individuellen Erfahrungen, durch persönliche Favorisierungen erhielt das Kollektiv der Russen ein individuelles Gesicht. Ausserhalb dieses Bekanntenkreises konstruierte er andererseits pauschalisierend die Grossgruppe, die «Horde der Asiaten». Sein Eurozentrismus manifestierte sich in einem Gefühl kultureller Überlegenheit.

Ehe und Elternschaft

Olga und Hermann Rorschach vertraten die Ansicht, dass sich Erwerbsarbeit und Elternschaft – oder präziser: Mutterschaft – verbinden lassen. Hier könnte zumindest für Hermann Rorschach das eigene familiäre Umfeld meinungsbildend gewesen sein: Die Stiefmutter Hermann Rorschachs musste nach dem Tod ihres Mannes Ulrich Rorschach (1853–1903) wieder einer Erwerbsarbeit nachgehen. Sie betrieb in Schaffhausen einen kleinen Laden.¹¹³

Ein knappes halbes Jahr vor seiner Hochzeit schrieb Hermann Rorschach an seine Schwester Anna: «Etwas noch wegen des Heiratens: Du meinst ich könne wegen der Schulden nicht daran denken. Ja wenn ich ein anderes Mädchen heiraten wollte dann gewiss nicht. Aber mit Olga ist das doch anders, da sie ja auch verdient. Du muss[t] nämlich nicht denken, dass sie ihren Beruf an den Nagel hängen wird. Du meinst Mutter sein und Beruf haben geht nicht zusammen, aber es ist gut, dass Du Dich darin etwas täuschest. Wenn sie eine Krankenhausstelle hat, so geht die Arbeit etwa von zehn bis drei, dann Sprechstunden, aber für Kinder bleibt genug Zeit übrig, sicher mehr als zum Beispiel Mutter dem Regineli widmen kann. Glaubst nicht?»¹¹⁴

Rorschach erteilte konventionellen Vorstellungen über einen «guten weiblichen Lebensweg» eine Absage. Seine Utopie war eine auf Gleichheit ausgerichtete Geschlechterbeziehung. Das Ehepaar Rorschach praktizierte jedoch nur für kurze Zeit gleichzeitig, nämlich während der gleichzeitigen Anstellung beider Partner an der thurgauischen Psychiatrischen Klinik Münsterlingen in den Jahren 1911 bis 1913.

Als Hermann Rorschach seine Tätigkeit in der Psychiatrischen Klinik Herisau aufnahm, war die Berufstätigkeit von Olga Rorschach seitens der politischen Behörden und des Anstaltsdirektors unerwünscht.¹¹⁵ Bis zur Geburt des ersten Kindes vergingen noch knapp zwei Jahre. Wie sah der Alltag der promovierten Ärztin in der «schöne[n], lichterfüllte[n], grosse[n] Wohnung»¹¹⁶ wohl aus? Wie ging sie mit diesem «Berufsverbot» in der Klinik um? Im Jahre 1917 kam die Tochter Elisabeth, genannt Lisa (1917–2006), zur Welt, zwei Jahre später der Sohn Wadim (*1919).

Ob Olga Rorschach publizistisch tätig war? Im Jahr 1920 ist von einem Bericht über Kinderneurosen die Rede, der für eine internationale Zeit-



Hermann Rorschach
mit seiner Tochter Lisa,
1917.

schrift vorgesehen war.¹¹⁷ Während Olga Rorschach über eine Veröffentlichung nachdachte, reflektierte Hermann Rorschach seine Vaterrolle. In Briefen drückte er immer wieder sein Bedauern darüber aus, für die Kinder zu wenig Zeit zu haben. So wehrte sich Rorschach bei seinem Berufskollegen Emil Oberholzer (1883–1958) gegen Sitzungstermine am Samstag.¹¹⁸ Im Dezember 1920 wollte er zwischen Weihnachten und Neujahr «[die] Familie pflegen, denn auch das kommt zur Zeit zu kurz»¹¹⁹. Wirkliche Zeitinseln stellten für die Kleinfamilie die Ferien in Risch am Zugersee dar: «Wir baden alle stundenlang in See und Sonne.»¹²⁰ Gleichwohl



Oben: Skizzen aus einem Zeichnungsheft Hermann Rorschachs für seine Tochter Lisa, 1917.

Unten: Zeichnung von Hermann Rorschach anlässlich des ersten Geburtstages seiner Tochter Lisa, 1918.

schien sich der junge Vater gern und oft mit seinen Kindern beschäftigt zu haben. Von Hermann Rorschach sind zahlreiche Zeichnungen und die während eines Schreinerkurses¹²¹ für seine Kinder angefertigte Puppenmöbel erhalten. Rund zwanzig Jahre nach seinem Tod erinnerte sich Olga Rorschach in Bezug auf seine «Vaterqualitäten»: «Er erlebte die Kinder wie ein «Wunder», beschäftigte sich sehr viel mit ihnen, zeichnete sie ab, notierte ihre Wortbildungen, spielte mit ihnen, bastelte für sie Spielsachen, war ein liebevoller, zärtlicher Vater.»¹²²

Zudem habe er nie abends gearbeitet.¹²³ Dies ist allerdings schwer vorstellbar. Wie brachte der begabte Mediziner seine vielfältigen Aufgaben als Sekundararzt, als Vortragsredner, als Arzt mit Privatpatienten¹²⁴, als wissenschaftlicher Forscher, als Vizepräsident der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse¹²⁵ und als Ehemann und Vater unter einen Hut? Möglicherweise verklärte die Witwe ihre Erinnerungen, denn Klagen über die Mehrfachbelastung und Rollenkumulationen sind in Rorschachs Briefen nachzulesen.¹²⁶ Die nach 1900 erfolgte Ausdifferenzierung der psychiatrischen Institutionen, die hohen Ansprüche sowie Funktionen ärztlicher wie administrativer Natur¹²⁷ führten auch in Herisau zu grossen Belastungen.

Über die Beziehung der Geschlechter zueinander

In verschiedenen noch erhaltenen Vortragsmanuskripten von Olga Rorschach finden sich Aussagen über Geschlechterbeziehungen. 1925 trat Olga Rorschach der eben erst gegründeten Ortssektion St.Gallen des Schweizerischen Lyceumclubs bei und hielt dort bis 1943 zahlreiche Vorträge. Themen in diesem bürgerlichen Frauenkreis waren neben Russland etwa «Die Nervosität der modernen Frau», «Zur Psychologie und Problematik der Frau unserer Zeit» oder «Über das männliche und das weibliche Prinzip».¹²⁸ Im Referat «Psychologie und Problematik der Frau» distanzierte sich Olga Rorschach von den Frauenrechtlerinnen und betonte gleichzeitig die Angst der Männer vor dem Feminismus. Die Ärztin ging grundsätzlich von einer Verschiedenheit im Wesen von Mann und Frau aus. Sie sprach vom «Sonderwesen Frau»¹²⁹. Sie begründete die Tatsache, dass «die Frau jede soziale Betätigung»¹³⁰ liebt, mit ihrer Nähe zur Natur und ihrer kosmischen Verbundenheit. Olga Rorschach vertrat damit – im Gegensatz zu Hermann Rorschach – das dualistische Geschlechtermodell. Stellenweise redete sie gar einem biologischen Determinismus das Wort, diesem seit rund 200 Jahren immer wiederkehrenden Topos in den Debatten über den sozialen Ort der Geschlechter. Die Anhängerinnen des dualistischen Geschlechterkonzepts gingen davon aus, dass männliche und weibliche «Natur» – und davon abgeleitet die «Bestimmung» von Mann und Frau – prinzipiell verschieden, aber gleichwertig sind. Zum «natürlichen» Aufgabenbereich der Frau gehöre in erster Linie die Sorge

für die Familie, darüber hinaus in fürsorgerischem und moralischem Sinne einer «sozialen Mütterlichkeit» gar die Sorge für die ganze Gesellschaft.¹³¹ Olga Rorschach übernahm damit die in der bürgerlichen Geschlechterordnung verankerte Vorstellung von Mann und Frau als sich ideal ergänzende Geschlechtscharaktere. Der in diesem Modell mitkonzipierten getrennten Geschlechtersphäre von «privat» und «öffentlich» widersprach sie durch ihre Berufs- und Vortragstätigkeit allerdings selbst immer wieder.

Über das Frauenbild ihres Mannes Hermann schrieb Olga Rorschach in ihren Erinnerungen Folgendes: «In den Frauen schätzte er die Weiblichkeit par excellence, die ‚Herzensbildung‘, die Güte, den Sinn für Häuslichkeit, die Tapferkeit im Alltag und die Heiterkeit. Die Frauenrechtlerinnen und nur intellektuell eingestellte Frauen lehnte er ab.»¹³²

Wie ist diese Aussage wohl zu verstehen? Gebildet, aber nicht zu intellektuell? Politisch gleichberechtigt, aber nicht kämpferisch? Wie passt dies mit den Aussagen des Studenten Hermann Rorschach zusammen? Machte er sich nur theoretisch für die Vorkämpferinnen der Frauenrechte stark, wünschte sich tatsächlich aber eine andere Lebensgefährtin? Klaffen Theorie und Praxis, Diskurs und Realität auseinander? Zumindest in Herisau lebte das Paar in Bezug auf die Arbeitsteilung – gezwungenermaßen – offensichtlich das konventionelle Modell.

Möglicherweise versuchte Olga Rorschach mit ihren Aussagen ihrem eigenen Lebensentwurf einen Sinn zu geben. Ihre Tätigkeit als Ärztin musste sie vor allem aus ökonomischen Gründen wieder aufnehmen. Vielleicht hätte sie ihr Leben als Hausfrau und Mutter ohne den frühen Tod ihres Mannes anders gestaltet. Gleichzeitig wehrte sie sich in einem Schreiben an ihren Freund und Berufskollegen Ludwig Binswanger (1881–1966) dagegen, auf die Rolle als Hausfrau und Mutter reduziert zu werden: «Ich bin nicht nur Hausfrau – sondern Ärztin – also Akademikerin.»¹³³ Als alleinerziehende und alleinverdienende Frau aus bildungsbürgerlichen Verhältnissen bewegte sie sich ideologisch vermutlich stets zwischen den beiden Weltbildern. Sie erfuhr das paradoxe Hin und Her des Feminismus zwischen Gleichheit und Differenz, zwischen Verortung im Privaten und Öffentlichen, theoretisch wie praktisch als Ärztin, Rednerin, Hausfrau und Mutter – durch ihre konkreten Erlebnisse – sozusagen hautnah.

Ambivalent bleibt allerdings ihre Aussage zu Frauen in der Wissenschaft: «Dieses Gebiet ist der Frau im allgemeinen fremd; wohl kann sie selbstverständlich als fleissige, begabte, verantwortungsvolle Arbeiterin der Wissenschaft ihre Kräfte widmen, aber auch hier neue Wege zu gehen ist ihr bis jetzt, mit wenigen Ausnahmen, wesensfremd, unerwünscht und darum unmöglich. Gerade die Wissenschaft, dieses grösste Abspalten von der eigenen Persönlichkeit, diese Leistung des Verstandes, des wachen differenzierten Bewusstseins, dies trennende und analysierende an sich, diese Sphäre des nur Begrifflichen ist der Frau das Lebensfernste.»¹³⁴

Olga Rorschach verstand sich selbst explizit nicht als Wissenschaftlerin. In einem Brief an den Psychiater Walter Morgenthaler (1882–1965) schrieb sie zwei Jahre vor ihrem Tod: «Wohl war ich immer auf dem laufenden über die Arbeiten meines lieben Mannes, aber ich habe ihm dabei nie wissenschaftlich geholfen. (ich bin auch keine Wissenschaftlerin).»¹³⁵

Gemäss ihrem Selbstverständnis war sie keine Wissenschaftlerin, sondern praktizierende Ärztin. Sie stritt eine aktive Teilhabe am Werk ihres Mannes ab. Als Ärztin und Psychiaterin war sie für Rorschach jedoch eine aktive ZuhörerIn. Zwei Monate nach dem Tod ihres Mannes schrieb sie: «Die letzten vier Jahre waren so voll inneren Schaffens, Liebens u. Atmens. Wir sprachen u. besprachen mit ihm alles zusammen, mit mir war er weniger zurückhaltend mit seinen wissenschaftlichen Plänen u. Ausblicken.»¹³⁶

In der ländlichen Abgeschiedenheit von Herisau waren die beiden promovierten Mediziner aufeinander angewiesen. Olga Rorschach hatte ihrem Ehemann als Hausfrau und Mutter den Rücken freigehalten für seine Forschungen. Denn neben der Tätigkeit als Sekundararzt forschte und publizierte er und versuchte, mit einigen Patienten auch eine Art Privatpraxis aufzubauen. Olga Rorschach unterstützte diese Bestrebungen massgeblich. So hat das Ehepaar Rorschach die einstige Utopie einer gleichberechtigten Partnerschaft im Sinne von Erwerbstätigkeit beider Ehepartner und Elternschaft in Herisau nicht mehr gelebt.



Olga Rorschach mit ihren
beiden Kindern Wadim und Lisa,
in Herisau um 1923.

«*Meine Bedingungen
sind bescheiden.*»

Olga Rorschach-Stempelin und ihr Existenzkampf im Appenzellerland

Iris Blum

Es sei eine Schande, «... dass Rorschach's Witwe darben musste, während sein Werk die ganze Welt erobert hat», äusserte sich Dr. med. Ludwig Binswanger (1881–1966), Leiter des Sanatoriums Bellevue in Kreuzlingen, 1945 entschuldigend gegenüber Dr. med. Olga Rorschach-Stempelin (1878–1961). Ein Mediziner aus New York hatte nämlich für seine Forschungen um Rorschach-Material gebeten. Die Witwe des Schweizer Psychiaters Hermann Rorschach (1882–1922) war zunächst bestürzt über Binswangers Anfrage, welche finanzielle Entschädigung sie für die Herausgabe von Original-Test-Analysen ihres Ehemannes erwarte. Olga Rorschach fand es beleidigend und pietätlos, diese «ökonomische» Frage an sie zu richten. Sie habe Verständnis für die Verwendung wissenschaftlicher Arbeiten – denn sie sei «nicht nur Hausfrau – sondern Ärztin – also Akademikerin»¹³⁷. Binswangers Absicht war jedoch eine andere: «Ich hatte und habe das Gefühl, dass man dieses Unrecht bei der kleinsten Gelegenheit gutmachen müsse.»¹³⁸

Allerdings konnte dieser Vorfall den schon Jahrzehnte währenden Briefwechsel zwischen Olga Rorschach und Ludwig Binswanger nicht beeinträchtigen. Aber wer war Olga Rorschach? Wie kam es dazu, dass der frühe Tod Rorschachs (trotz seiner wissenschaftlichen Verdienste) die Kleinfamilie in finanzielle Not stürzte, so dass sich Binswanger immer wieder für die Witwe einsetzen musste?

Olga Rorschach wurde 1878 als Olga Wassiljewna Stempelin im russischen Reich, in Buinsk, nahe Kazan, als ältestes von drei Kindern geboren.

Nach dem Besuch des Rodionow'schen Töchterinstituts in Kazan¹³⁹, einem «Mädchenstift für adelige Mädchen»¹⁴⁰, war sie 1901/1902 Gasthö-



Olga Stempelin mit ihrer Mutter Elisabeth (Mitte) und ihrer Schwester Genia (rechts), um 1900.

rerin an der Medizinischen Fakultät der Berliner Friedrich Wilhelm Universität. Die Immatrikulation war Frauen in Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch verwehrt. Deshalb schrieb sie sich im Wintersemester 1902 an der Universität Zürich im Fachbereich Medizin ein. Nach einer Unterbrechung im Jahre 1904 schloss sie ihr Studium in Zürich 1908 mit einer Dissertation ab – in jenem Jahr, in dem auch Preussen Frauen das Recht zur Immatrikulation einräumte.¹⁴¹ Im russischen Reich blieben den Frauen die Tore der Hochschulen noch bis 1914 verschlossen.¹⁴² Während ihrer Studienzeit in Zürich lernte Olga Stempelin den Studenten Hermann Rorschach kennen.¹⁴³ Gegen den Willen von Rorschachs Stiefmutter¹⁴⁴ heiratete sie im Frühling 1910 ihren sechs Jahre jüngeren Studienkollegen.¹⁴⁵

Als Assistenzärztin im thurgauischen Münsterlingen

Mitte November 1911 nahm Olga Rorschach ihre Tätigkeit als Ärztin an der Psychiatrischen Klinik in Münsterlingen auf. Das Sanitätsdepartement des Kantons Thurgau vertrat zwar grundsätzlich die Meinung, die zweite Assistenzstelle sei durch einen Mann zu besetzen, da Frauen unter anderem aufgrund ihrer schwächeren Konstitution weniger leistungsfä-

hig seien.¹⁴⁶ Inwiefern der damalige Ärztemangel in der Schweiz oder das Verständnis für die private Situation des Ehepaars Rorschach für die Ausnahme ausschlaggebend waren, lässt sich nicht eindeutig klären. Die erste Assistenzstelle erhielt nämlich Hermann Rorschach, der seine Stelle rund zweieinhalb Jahre vor Olga angetreten hatte.¹⁴⁷

Bereits 1913 verliess Olga Rorschach die Klinik, nachdem Hermann Rorschach ein paar Monate zuvor gekündigt hatte, damit beide gemeinsam Richtung Russland ziehen konnten. Gemäss dem Nachruf und nach Erzählungen der Tochter Lisa Rorschach (1917–2006) arbeitete Olga fortan als Ärztin auf dem Land¹⁴⁸, während Hermann eine gut bezahlte Stelle im Sanatorium Krjukovo, einer vornehmen Institution in der Nähe Moskaus, fand.¹⁴⁹ Beide kehrten jedoch bald wieder in die Schweiz zurück.

Ärztin im Ruhestand

Während sich Olga Rorschachs Abreise aus Russland verzögerte, wurde Hermann Rorschach im Sommer 1915 als Sekundararzt an die Heil- und Pflegeanstalt Herisau gewählt – mit bemerkenswerten Folgen für Olga Rorschach. Der Regierungsrat von Appenzell Ausserrhoden hielt am 3. Juli 1915 fest, dass man der Ehefrau des neuen Sekundararztes, Frau Dr. med. Rorschach, «die Ausübung des ärztlichen Berufes [...] sowohl in als auch ausserhalb der Anstalt untersagt und [...] die Direktion beauftragt, diesbezüglich nötigen Falls die entsprechenden Weisungen zu erteilen.»¹⁵⁰ Der Klinikdirektor Arnold Koller (1874–1959) sicherte sich bezüglich dieses Berufsverbotes Hermann Rorschach gegenüber zusätzlich ab:

«Ich darf Ihnen schon noch verraten, dass der Umstand ein gewisses Bedenken erweckt hat, dass Ihre Frau Ärztin ist. Man fürchtete, die Kommission könnte damit mit der Zeit einfach vor den fait accompli des dritten Arztes gestellt werden, welchen sie seinerzeit mit aller Bestimmtheit abgelehnt hatte. Ich habe daraufhin versichert, dass dem nicht so sei; Ihre Frau Gemahlin werde, wenn sie nun auch zufällig ärztliche Studien gemacht habe, der Anstalt gegenüber einfach die Frau des Sekundararztes sein und weder Pflichten im Anstaltshaushalte haben noch Rechte in demselben beanspruchen. Das ist ja auch die Auffassung, welche Sie mir gegenüber geäussert haben.»¹⁵¹

Nur in Abwesenheit des Klinikdirektors Koller durfte Olga Rorschach

zeitweilig Stellvertretungen übernehmen – jedoch stets unter der Bedingung, dass sie sich «unmittelbar nach Rückkehr des Direktors [...] wieder vollständig vom Anstaltsbetrieb zurückziehen»¹⁵² werde.

Olga Rorschach war in den folgenden Jahren vor allem Hausfrau und Mutter, unterstützt von verschiedenen Kindermädchen.¹⁵³ Sie war 39-jährig, als sie 1917 die Tochter Elisabeth, genannt Lisa, zur Welt brachte, 1919 wurde Sohn Wadim geboren. Das junge Familienglück währte allerdings nicht lange: Am 2. April 1922 wurde Olga Rorschach Witwe. Ihr Ehemann starb im Bezirksspital Herisau völlig unerwartet an den Folgen einer zu spät diagnostizierten Blinddarmentzündung.

Äusserlich kämpfend – innerlich erloschen

Mit Hermanns Tod verlor Olga Rorschach ihre grosse Liebe. Der schmerzliche Verlust des Ehemannes ist ein zentrales Thema in zahlreichen Briefen, etwa an Ludwig Binswanger: «Und nun ist alles, alles verloren. Was ich an ihm verloren habe, können Sie sich gar nicht vorstellen! Er war meine Seele – mein Alles – meine Sonne – wir waren mehr als glücklich miteinander.»¹⁵⁴

Oder an Arnold Weber (1894–1976), den späteren Kinderpsychiater: «Er hatte eine wunderbare Gabe viel zu geben – ohne viele Worte, ohne grosse Gesten – einfach geben – nicht kleinliches, Alltägliches – nein – immer etwas grosses, leuchtendes, intensives! Wir haben mit ihm wie in einem verzauberten Liebeslande gewohnt – aber nicht verschlossen – er hatte immer so einen grossen Contact mit der Aussenwelt! Aber immer gehörten wir uns einander – wie ein geschlossener Ring war unser Zusammensein. [...] Und nun alles wie ein Licht erloschen – ausgeblasen – es ist einfach nicht zum Aushalten.»¹⁵⁵

Die russische Ärztin verlor durch den Tod jedoch nicht nur ihren Lebenspartner, den Vater ihrer beiden Kinder und den Ernährer der Familie, sondern auch ihren intellektuellen/geistigen Partner. Nach Auskunft ihrer Tochter Lisa Rorschach fühlte sie sich nach dem Tode Hermanns zeitweilig einsam und vermisste interessante Gesprächspartnerinnen und -partner. Auch als Ehepaar litten die beiden bisweilen unter der Abgeschlossenheit einer Landanstalt wie Herisau und mangelnden kulturellen Anregungen. Die fortan alleinstehende Olga Rorschach bemühte sich

um neue Kontakte: Sie wurde Mitglied des Lyceumclubs St. Gallen¹⁵⁶ und trat der Sektion St. Gallen des Schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen bei.¹⁵⁷ In der Gemeinde Teufen war sie nicht zuletzt dank ihrer Vortragstätigkeit, unter anderem für das Rote Kreuz oder den Schwerhörigenverein, eine anerkannte Persönlichkeit.¹⁵⁸ Doch die Einsamkeit blieb.

Ärztin im Unruhestand

Olga Rorschach war 1922 mit ihren zwei kleinen Kindern beinahe mittellos im Appenzellerland. Sie musste sich zwingend um eine Erwerbsarbeit kümmern. Die Nervenheilanstalt Meiringen suchte eine Ärztin. Der Herisauer Anstaltsdirektor Koller empfahl sie schon wenige Tage nach dem Tod Hermann Rorschachs an besagte Institution. Frau Dr. med. Rorschach habe ihre gelegentlichen Vertretungen an der Klinik in Herisau bestens bewältigt.¹⁵⁹ Doch es zeichnete sich eine andere Lösung ab: Der Regierungsrat von Appenzell Ausserrhoden wählte Olga Rorschach interimistisch als Ärztin an die Heil- und Pflegeanstalt Herisau, nachdem die Ausschreibung für die Nachfolge Hermann Rorschachs ein «dürftiges Resultat»¹⁶⁰ ergeben hatte. Die Anstellung lediglich als «Verweserin der Sekundararztstelle» wurde mit dem Fehlen eines schweizerischen Ärztediploms, mangelnden schriftlichen Kenntnissen im Bereich der Korrespondenz und mit dem Umstand begründet, dass sie für «unsere Leute, namentlich für die Angehörigen der Kranken, die Armenpfleger etc., eine Fremde»¹⁶¹ sei. Zudem könne sie als Sekundarärztin, da sie auch den Direktor in dessen Abwesenheit zu vertreten hätte, nicht genügen, «weil sie als Frau doch nicht über die Autorität verfügt, wie ein Herr ...»¹⁶². So wurden neben formalen Argumenten auch Nationalität und Geschlecht als entscheidende Kriterien für ihre Zurücksetzung angeführt.

Olga Rorschach konnte dann noch ein weiteres Jahr, auch unter Kollers Nachfolger Otto Hinrichsen (1870–1941), in Herisau bleiben. Der neue Direktor übernahm aber 1923 die Argumente seines Vorgängers mit den Worten: «Für die Dauer [...] gehöre an diese Stelle ein Herr mit Schweizer Diplom.»¹⁶³

Die medizinischen Autoritäten Koller und Hinrichsen forderten also für die Nachfolge Hermann Rorschachs einen Schweizer. Hinrichsen, von

Mecklenburg-Schwerin zugezogen, hatte 1905 das Bürgerrecht der Gemeinde Lichtensteig erhalten.¹⁶⁴ Selbst mit einer Ärztin aus Osteuropa verheiratet – der in Lodz geborenen Chaja Helene Sachs (1868–1939)¹⁶⁵ – wollte der neue Direktor dennoch keine Frau und Russin als Mitarbeiterin. Möglich, dass Hinrichsen hier aus Selbstschutz auf die innenpolitischen Debatten der unmittelbaren Nachkriegsjahre zur sogenannten Überfremdung reagierte.¹⁶⁶ Angst vor allfälliger Kritik seitens der einheimischen Bevölkerung, dass zwei aus Osteuropa kommende Frauen in der Psychiatrischen Klinik wohnten und (unentgeltlich) arbeiteten, mag hinzugekommen sein. Vor dem Hintergrund ausgrenzender Diskurse um das «Wesen der helvetischen Gemeinschaft»¹⁶⁷ argumentierten zumindest Behördenvertreter mit dem angeblich «Fremden» an Olga Rorschach – mit Folgen: Protektion von Schweizer Ärzten, Ausgrenzung von ausländischen Ärztinnen. Schliesslich erhielt Olga Rorschach vor ihrem Weggang noch jene Lohnsumme ausbezahlt, welche die Differenz zwischen ihrem Gehalt und demjenigen von Hermann Rorschach während ihrer zweijährigen Anstellung ausgemacht hatte.¹⁶⁸ Bis anhin waren Entscheidungen mit Rücksicht auf ihre Lage und mangels geeigneter Bewerber zum Vorteil von Olga Rorschach gefällt worden, nun musste Olga Rorschach ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Von den ehemaligen Freunden Hermann Rorschachs wird nur Ludwig Binswanger regelmässig bis zu ihrem Tod nach ihrem und ihrer Kinder Befinden fragen.

Olga Rorschachs Anstellung in der Psychiatrischen Klinik Herisau endete am 24. Juni 1924 endgültig. Der Schritt in die – unfreiwillige – Selbstständigkeit ängstigte die Mutter vor allem ihrer Kinder wegen. So schrieb sie in einem Brief an Arnold Weber: «Aber alles ist so problematisch u. so viel Risiko. Ich bin manchmal ganz verzweifelt [...]»¹⁶⁹

Und an anderer Stelle: «Mich *persönlich* ängstigt nichts – nachdem was ich erlebt habe u. erlebe ist *alles* so gering u. *ich* bin nicht verwöhnt – aber die Kinder – meine lieben Kleinen, um die ist mir so bange, so *bange*.»¹⁷⁰

Schwieriger Neuanfang in Teufen

1924 erwarb Olga Rorschach am Sonnenberg in Teufen dank des Beitrags aus der Lebensversicherung ein Wohnhaus «mit etwas Boden»¹⁷¹ und richtete dieses als kleine Pension für zwei bis drei Patientinnen und Pa-



Olga Rorschach in ihrem Haus am Sonnenberg in Teufen, um 1925.

tienten ein. Die prekären wirtschaftlichen Verhältnisse und die Sorge um die Kinder blieben jedoch zeitlebens ein Thema.

Den Hauptanteil der Patientinnen und Patienten überwies ihr Ludwig Binswanger aus dem Bellevue in Kreuzlingen. Diese fanden in der kleinen Gemeinschaft einer Ärztin mit zwei kleinen Kindern eine Art Familienanschluss.

Neben der Unterbringung von psychisch Kranken in Anstalten wurde zu dieser Zeit auch das Modell der Familienpflege gefördert. Olga Rorschach bot eine Familienpflege nach dem sogenannten Adnextyp oder «Deutschen Typ»¹⁷² an: Die Organisation der Familienpflege war eng an eine private oder staatliche Institution angebinden, welche die Pflege auch kontrollierte und sowohl die Aufnahme- als auch die Überweisungsmodalitäten regelte. Bei Olga Rorschach war die fachliche ärztliche Be-



Die «Familie Rorschach» in Teufen: Olga mit ihren beiden Kindern, Patientinnen und einer Hausangestellten, um 1925.

treuung durch das «Familienoberhaupt», durch die Ärztin Rorschach selbst gewährleistet. In der Regel stellte jedoch die entsprechende Institution die ärztliche Betreuung sicher, während die Pflegefamilie vorwiegend aus der unteren Mittelschicht stammte.¹⁷³ Im Falle Olga Rorschach war die hierarchische Zweiteilung zwischen wissenschaftlichem Personal und Laien bei der Patientenbetreuung durch ihre ausgewiesene Fachkompetenz durchbrochen. Ihre Pension bildete so eine Alternative zur geschlossenen Klinik und war somit zwischen «klassischer» Familienpflege und kleiner privater Anstalt anzusiedeln.

Bisweilen ergriff Olga Rorschach auch selbst die Initiative, um Patientinnen und Patienten zu beherbergen: «Nun habe ich mich bei *Teufen (App.)* niedergelassen – habe ein kleines Heim u. nehme in die *Familienpflege* leichte Fälle von ruhigen Gemütskranken, auch Nervöse, *Erholungsbedürftige* u. *Nervenverlierende* auf. Meine Bedingungen sind bescheiden.

8–10 frs pro Tag. Zahl der Patienten beschränkt (höchstens 3). Nun bitte ich Sie hiermit, falls Sie Gelegenheit haben für so eine Patientin (nervöse, auch Kinder nicht unter 10 Jahren), ein Landes-Aufenthalt unter ärztlicher Controlle zu suchen, *an mich zu denken u. mich ev. zu empfehlen.*»¹⁷⁴

Bald aber wandte sich die inzwischen 49jährige Olga Rorschach erneut verzweifelt an Binswanger. Sie vertraute sich dem ehemaligen Kollegen ihres Mannes in seltenen Momenten neben dem geschäftlich/fachlichen Austausch auch mit ihren Nöten an. Sie beteuerte, dass sie sich nun zwei Jahre durchgeschlagen habe, sich aber nach «reiflicher schwerer u. trauriger Überlegung» wieder nach einer Assistentenstelle umsehe: «[...] mein Heim bewährt sich nicht [...] wochenlang... ohne Patienten... Ich bin sonst tapfer u. keine Kopfhängerin, aber jetzt werde ich machtlos deprimiert u. fast krank davon.»¹⁷⁵

Olga Rorschach bat Binswanger, bei Direktor Heinrich Schiller (1864–1945) im «Asyl Wil» ein gutes Wort für sie einzulegen. Die Anstellung scheiterte schliesslich an der geringen Entlohnung. Zudem hätte sie ihre beiden Kinder in fremde Obhut geben müssen. Olga konnte sich jedoch



Olga Rorschach in ihrem Heim in Teufen mit Lisa und Wadim, um 1925.

nicht vorstellen, sich von ihren Kindern zu trennen. Rund ein Jahr später versuchte sie es an der Klinik in Münsingen – vergeblich. Eine Witwe mit zwei kleinen Kindern konnte – oder sollte? – keine Berücksichtigung finden: Die Aufsichtskommission lehnte die Kandidatur mit 6:1 Stimmen ab.¹⁷⁶ Oder gaben allenfalls andere Gründe den Ausschlag?

Unterschiedliche Einkünfte

Olga Rorschach war in finanzieller Hinsicht von Binswangers Engagement abhängig. Sie war darauf angewiesen, dass er ihr Patientinnen und Patienten nach Teufen überwies und sie für Stellvertretungen empfahl. Wenn die Patienten ausblieben, hielt Olga ihre Familie mit Stellvertretungen bei Binswanger über Wasser.¹⁷⁷ Im Jahre 1933 bot sich ihr die Möglichkeit, den ungarischen Millionenerben eines französischen Kaufhausbesitzers und seine Gattin als ärztliche Betreuerin nach Paris und Wien zu begleiten¹⁷⁸. Dies dürfte für die sprachkundige Ärztin eine willkommene Abwechslung gewesen sein. Zudem war sie eine belesene Gesellschafterin. Im Bellevue hatte sich der Patient zuvor beklagt, er könne mit der dortigen Pflegerin nicht ausgehen, «die sei ihm literarisch nicht genug gebildet»¹⁷⁹. Im Kriegsjahr 1939 musste ihr Binswanger allerdings mitteilen, dass die Zahl der Patienten in seiner Klinik massiv zurückging, so dass durch ferienbedingte Abwesenheiten des Ärztespersonals auch keine Stellvertretungen notwendig waren. Er schrieb:

«Momentan haben wir freilich sehr wenig Aufnahmen, im ersten Tertial nur 18, in den beiden letzten Monaten nur 3 und 2; Bestand 47 Patienten. Auf diese Weise ist es natürlich zu zweit spielend zu machen. Ich hoffe aber sehr, dass die Zeiten doch wieder besser werden, und dass ich wenigstens im Sommer Ihre altbewährte, erstklassige Mitarbeit wieder in Anspruch nehmen kann und darf. Trotzdem halte ich es für sehr richtig, dass Sie sich auch anderweitig umsehen; Sie werden immer eine Vertretung finden.»¹⁸⁰

Binswanger sollte recht behalten: Mit Vertretungen in staatlichen Anstalten hatte Olga Rorschach während des Zweiten Weltkrieges mehr Erfolg. In den Jahren 1940 bis 1941 übernahm die inzwischen bereits 62jährige Ärztin zwei je sieben und je fünf Monate dauernde Vertretungen in der Klinik Cery bei Lausanne. Sie ersetzte die in den Aktiv-

dienst eingezogenen Ärzte.¹⁸¹ Zeitweise plagte sie allerdings ein «schreiendes Heimweh nach Bellevue», wie sie Binswanger anvertraute: «Ich bin nicht ungerne hier – aber kein Vergleich mit Bellevue u. ihrer Atmosphäre. Und in diesen schweren zerrissenen Tagen – sehne ich mich erst recht nach dem schönen was ich gehabt habe und nach den lieben Menschen die ich hatte u. liebe Leute – nehmen Sie diesen Erguss meines Herzens als Zeichen meiner innigsten Verbundenheit mit Bellevue u. Ihnen u. als Zeichen des Dankes, dass Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben durch 10 Jahre hindurch.»¹⁸²

Stellvertretungen im Bellevue waren im Briefwechsel noch bis 1945 ein Thema, danach gab Olga Rorschach, inzwischen 67jährig, die Vikariate vermutlich mehr und mehr auf. Wie Lisa Rorschach berichtete, vermietete Olga in den letzten Jahren in Teufen noch Zimmer, jedoch nicht mehr an Patientinnen und Patienten.¹⁸³ Im Herbst 1953 zog sie dann zu ihrer Tochter nach Zürich-Oerlikon¹⁸⁴ und starb dort 1961 im hohen Alter von 83 Jahren.

Die Karriere als Ärztin hatte für Olga Rorschach-Stempelin vielversprechend begonnen. Sowohl in Russland als auch in der Schweiz war es ihr als vorerst kinderlose Ehefrau möglich, ihren Beruf auszuüben. Mit der Anstellung ihres Ehemannes in Herisau endete jedoch ihre Berufstätigkeit in ordentlichen Anstellungsverhältnissen. Dem Berufsverbot musste sich das Ehepaar trotz egalitärer Vorstellungen über die Rolle von Mann und Frau in der Gesellschaft (siehe Seite 69 ff.) beugen. Durch den frühen Tod Hermann Rorschachs war die inzwischen Mutter gewordene Olga Rorschach gezwungen, sich eine eigene ökonomische Existenz aufzubauen. Institutionell konnte sie sich trotz Empfehlungen nicht mehr richtig verankern. Da sie ihre Kinder nicht fremd betreuen lassen wollte, musste sie den schwierigen Weg der Selbständigkeit wählen. Trotz harter Verhältnisse kämpfte Olga Rorschach für eine gute Ausbildung ihrer beiden Kinder: Lisa studierte an der Universität Zürich Romanistik und Anglistik und verdiente fortan ihren Lebensunterhalt als Lehrerin. Wadim studierte in Zürich Medizin und führte während vieler Jahre zuerst eine allgemeinmedizinische und dann eine psychiatrische Praxis in Buchs bei Aarau.¹⁸⁵



Von Hermann Rorschach
gestaltetes Programm zum
Münsterlinger Faschnachtsball, 1911.

«Mit den Jahren
ist das etwas mühsam.»

Anstaltstheater

Peter Witschi

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten Festivitäten und Kulturanlässe ihren festen Platz im Jahreskalender der schweizerischen Psychiatriekliniken. Gefeierte wurde insbesondere an Weihnachten, an Silvester und zur Faschzeit. Unter Einbezug von Pflegepersonal und Insassinnen und Insassen galt es, Liedvorträge einzuüben, Theaterstücke vorzubereiten oder Tanzanlässe auszurichten. Solcherlei Traditionen pflegten auch die Anstalten von Münsterlingen (TG), Waldau (BE) und Herisau (AR), wo Hermann Rorschach von 1909 bis 1922 tätig war.¹⁸⁶ Als kulturell interessierter Mensch mit künstlerischem Flair und handwerklichem Geschick war der Arzt auch gefragter Theaterregisseur und Festorganisator. Seine freundliche und ausgeglichene Art, gepaart mit Humor und Unternehmungslust, prädestinierte ihn für solcherlei Tun.¹⁸⁷

Theaterregie und Kulturorganisation

Nicht nur die neuere Sekundärliteratur¹⁸⁸ hebt Rorschachs Liebe zum Theater und zur Pantomime sowie seine ungewöhnliche Begabung für das Schattentheater und die Fotografie hervor. Auch mündliche Überlieferung und schriftliche Quellen belegen die besondere Nähe des Ehepaars Rorschach zum Theater. Während der Studienzeit an der Universität Zürich soll Hermann als Statist im Schauspielhaus mitgewirkt haben.¹⁸⁹ Der Brief an seine Schwester Anna vom 21. Januar 1907 enthält eine Notiz über einen Besuch «im Moskauer künstlerischen Theater, von dem man sagt, es sei das Beste der Welt»¹⁹⁰. Jahre später schrieb Hermann Rorschach aus der Herisauer Provinz, seine Frau wolle wieder einmal sehen, wie ein Theater aussieht, was sie nahezu gänzlich vergessen habe.¹⁹¹ Die gelegentlichen Klinikgastspiele von Amateurensembles oder das auf Herisauer Dorfbühnen Dargebotene ersetzen das geliebte professionelle Theater nicht.



Junge Theatergruppe auf der Eingangstreppe zum Direktionsgebäude mit Hermann Rorschach (rechts aussen). Die in Barockkostümen auftretenden Schauspieler animierten den Psychiater zur Anfertigung entsprechender Schattenfiguren, um 1920.

Viele Jahresberichte schweizerischer Psychiatrieanstalten zu Beginn des 20. Jahrhunderts gaben Aufschluss über patientenbezogene Veranstaltungen, auch wenn diese meist nur beiläufig Erwähnung fanden:¹⁹² In Münsterlingen brachten Sommerfest, Weihnachtsfeier und Fasnachtsunterhaltung «willkommene Abwechslung in das Einerlei des Anstaltslebens»¹⁹³. Gleichenorts fanden auch Gartenfeste mit Jahrmärktbuden und Karussell statt, wie Fotografien Hermann Rorschachs belegen.¹⁹⁴

Die Ausserrhoder Heil- und Pflegeanstalt bot Theatervorstellungen durch Dorfvereine, Übungsstunden des Anstaltschors, Lichtbild-Vorträge oder «musikalische und theatralische Darbietungen eigener Kräfte» an.¹⁹⁵ Da das ordentliche Budget für solcherlei Aktivitäten keine Mittel vorsah, blieb die Klinikleitung auf private Spenden angewiesen. Wiederholt leis-

tete der «Verein für Unterstützung armer Geisteskranker» Beiträge an Veranstaltungen und Anschaffungen zur Unterhaltung und Erholung der Anstaltspatienten, wie ein Harmonium für die Kapelle, ein Bildprojektionsapparat oder Liederbücher für den gemischten Chor.¹⁹⁶ Für die Hauptanlässe erstellte man spezielle Informationsblätter. Dazu gehörte das von Hermann Rorschach entworfene Programm zum Münsterlinger Fasnachtsball von 1911 (siehe Seite 84).¹⁹⁷

Anders als in Münsterlingen, wo ein Festsaal lange Zeit fehlte, verfügte die 1908 in Herisau eröffnete Heil- und Pflegeanstalt mit der sogenannten Kapelle über einen speziellen Saalbau mit Bühne.¹⁹⁸ Bereits die Kreditvorlage des Jahres 1906 hatte den Stimmbürgern dieses Gebäude als wichtigen Bestandteil der Gesamtüberbauung angepriesen, «als wahre Wohltat für den Kranken und geradezu ein Mittel, seine geistigen Interessen wachzuhalten und zu fördern, wenn er den Gottesdienst und von Zeit zu Zeit einfache Konzerte oder theatralische Vorstellungen besuchen kann»¹⁹⁹. Dass hier Ernstes und Heiteres nebeneinander Platz fanden, belegen neben der entsprechenden Inschrift im Krombachsaal auch zwei Archivdokumente: Anfang Dezember 1919 erhielt Gesundheitsdirektor Howard Eugster-Züst die Einladung von Direktor Arnold Koller (1874–1959) zur Anstalts-Weihnachtsfeier: «Es gibt dieses Jahr ein hübsches Programm für den ersten Teil, dessen Hauptstück ein Weihnachtsspiel aus dem Mittelalter sein wird. Auf den zweiten Teil wird ein grösseres Lustspiel von Greyerz²⁰⁰ fallen, das ganz gut zu werden verspricht.»²⁰¹ Ein Jahr später schrieb Rorschach an den früher kurzzeitig in Herisau tätigen Arztkollegen Georg A. Roemer (1892–1972): «Bis Kotzebue²⁰² haben wir zurückgreifen müssen, um ein passables Stück zu finden. Es ist mehr drastisch als weihnachtlich, aber zur Kompensation geht ihm ein gar rühriges Drama über den bethlemitischen Kindermord voraus.»²⁰³

Die Rorschach-Korrespondenz und weitere Dokumente weisen auf den zeitweilig hohen Stellenwert solcher Aktivitäten hin. In ihrer historischen Abfolge widerspiegeln die Briefe indessen auch eine sich wandelnde Selbstwahrnehmung Rorschachs: Was der in Münsterlingen mit viel Freiraum ausgestattete Assistenzarzt noch lustvoll angepackt hatte, wurde dem in Herisau stark geforderten Sekundararzt offensichtlich zunehmend zur Bürde.

Anstaltstheater zwischen Lust und Frust – Briefauszüge:²⁰⁴

«Weihnachten, Sylvester wird halt in Münsterlingen sehr intensiv gefeiert, sehr lebhaft, und beides doppelt. Nachher kommt die Fastnacht mit 2 Maskenbällen! Also du siehst, man braucht im Irrenhaus nicht zu versauern!» (2. Dezember 1909)

«Dazu habe ich Theaterproben in Menge, muss mit dem Wartpersonal 3 Theaterstückchen einüben, manchmal ist's mir ganz amüsant, manchmal auch, wenn ich lieber etwas anderes täte, wider den Strich.» (22. Dezember 1909)

«Auch Theaterproben, Gesangsproben u. Vorträge u.s.w. sind wieder im Gang.» (Ende 1915)

«Heute feiern wir unsere Anstaltsweihnacht mit dem üblichen Drum u. Dran, das so viel Arbeit gibt und schliesslich so schnell vorbeigeht.» (23. Dezember 1919)

«Zur Zeit müssen wir leider schon bald wieder an Theaterstücke denken. Mit den Jahren ist das etwas mühsam.» (14. Oktober 1920)



Herisauer Krombachsaal mit Bühne und den beiden seitlichen Inschriften
«Dem ernstern Wort» – «Dem heiteren Sinn», 1908.

«Die letzte Woche ist mit Suchen von Theaterstücken ziemlich draufgegangen, leider ohne Erfolg.» (6. November 1920)

«Wenn Sie wüssten, wie diese Theaterregie mir Zeit stiehlt!» (20. November 1920)

«Die Anstaltsweihnachtsfeier ist mit Erfolg erledigt. Die zeitraubenden Probe-reien lohnen sich schliesslich doch einigermassen.» (27. Dezember 1920)

«Theater und Statistik sind wieder einmal vorüber, und die Zeit für Vernünftigeres wieder frei.» (Januar 1921)

«Wir hätten lieber einen Schweizer [als Volontärarzt], der über Winter bleiben würde, bis Frä. Etter käme. Schon damit er beim Theater etc. mithelfen kann, wo ein Ausländer weniger abnehmen könnte.» (19. Mai 1921)

«Bald beginnen nun bereits wieder die Wintertätigkeiten, Theaterproben u. ähnliches Nebenzeug.» (16. Oktober 1921)

Schattentheater und Schattenfiguren

Zu den im «Hermann Rorschach Archiv» überlieferten Objekten gehört eine Kollektion von 45 Schattenspielfiguren, die vermutlich um 1920 angefertigt wurden. Silhouettenhaft, aber aufgrund typischer Merkmale eindeutig identifizierbar, stellen sie mehrere Klinikangestellte dar. Die Palette reicht vom Direktor bis zum Nachtwächter; darunter auch der Zigarette rauchende Hermann Rorschach. Andere Figuren zeigen Patientinnen und Patienten bei unterschiedlichen Tätigkeiten: beim Schuhputzen, beim Holzsägen oder beim Stricken. Zum Panoptikum der Herisauer Heil- und Pflegeanstalt gehören auch einzelne Tierfiguren und typische Requisiten.

Ohne dass direkte Hinweise dafür vorliegen, ist anzunehmen, dass die Figuren nicht primär für therapeutische Zwecke, sondern zur Unterhaltung der Patientinnen und Patienten hergestellt wurden.²⁰⁵ Schon in Münsterlingen hatte Rorschach Ähnliches veranstaltet, hatte er doch für den dortigen Faschnachtsanlass von 1911 anhand von Fotografien zu Landschaften und Personen Projektionsbilder angefertigt. «Wir haben hier einen guten grossen Projektionsapparat, und das wird eine grosse Ueberraschung absetzen, wenn plötzlich bekannte Gesichter überlebensgross an



Silhouetten dreier Schattenfiguren: Anstaltsverwalter mit Rechnungsbuch (links), Kesseltragender Patient (Mitte), Nachtwächter mit Stab und Signalthorn (rechts).

der Wand erscheinen», teilte er voll Vorfreude seiner Schwester Anna mit.²⁰⁶

Die meist zwischen 25 und 50 Zentimeter hohen Figuren bestehen aus Graukarton. Rückseitig aufgeklebte Holzstäbchen dienen zur Führung der Figuren, deren Umrisse mit Bleistift skizziert worden sind. Die Mehrzahl der Stabfiguren weist ein oder zwei flexible Teile auf, die durch Drahtstangen oder Schnüre manipuliert werden. Andere sind reine Schattenrisse ohne bewegliche Elemente. Diese Konstruktionen erlauben vor allem die Bewegung der Arme, während Rücken, Kopf oder Beine in der Regel starr sind.

Basierend auf der Betrachtung der Figuren lässt sich ein Bogen zu einer Passage in Hermann Rorschachs Dissertation schlagen. Im Abschnitt über kinästhetisch-optische reflexhalluzinatorische Prozesse umschreibt der Verfasser am Beispiel eines Historienbildnisses seine persönliche Präferenz: «Wenn ich mir zum Beispiel das Schwindsche Bild 'Der Falkensteiner Ritt' nicht als sinnliches Erinnerungsbild wachzurufen vermag, wenn ich aber weiss, wie der Ritter den rechten Arm hält, ... so ahme ich willkürlich in der Vorstellung oder in Wirklichkeit die Haltung dieses Armes

nach, worauf ich sofort ein intensiv und extensiv viel besseres Erinnerungsbild erhalte als ohne diese Beihilfe.»²⁰⁷ Die Gestaltung der Figuren belegt Rorschachs ausgeprägte Wahrnehmung für kinästhetischen Ausdruck; seine Schattenfiguren zeigen ihn als Meister der Beobachtung und der Bewegungserfassung sowie der -reproduktion.²⁰⁸

Hierin liegt die besondere Bedeutung von Rorschachs Schaffen, nicht im Schattenspiel als solchem. In der Waldau beispielsweise hatte der nachmalige Klinikdirektor Rudolf Schärer ein künstlerisch gestaltetes Schattentheater bereits um 1865 eingeführt.²⁰⁹

Patient und Schauspieler

Obwohl die Heil- und Pflegeanstalt in Herisau während und nach dem Ersten Weltkrieg über 300 Patienten und Patientinnen zählte, war es nur wenigen vergönnt, sich aktiv am kulturellen Leben der Klinik zu beteiligen. Vielen Insassen blieb aufgrund ihres prekären Gesundheitszustandes sogar die passive Teilnahme als Zuschauerinnen und Zuschauer an Festlichkeiten oder Kulturveranstaltungen verwehrt. So ist es nicht verwunderlich, dass nur wenige Krankengeschichten aus Rorschachs Herisauer Zeit den Einbezug von Klinikpatientinnen und -patienten in Theatervorstellungen oder Bühnenproduktionen dokumentieren. Einer von ihnen war der epilepsiekranke Pensionär Heinrich Oswald (1880–1956), der von 1914 bis 1921 mehrfach in Weihnachtsspielen und Theateraufführungen auftrat.²¹⁰ Von Klinikdirektor Arnold Koller stammt der erste Vermerk: «8. Januar 1915, hat an Weihnachten und Neujahr mit grosser Umständlichkeit und einigem Geschick Theater mitgespielt.»²¹¹ Bald nach seinem Dienstantritt in Herisau (1. November 1915) machte Hermann Rorschach bei den Festvorbereitungen Bekanntschaft mit Heinrich Oswald, und er übernahm fortan auch die Führung seiner Kran-



Patient Heinrich Oswald im Theaterkostüm,
Fotografie aus der Krankengeschichte, um 1920.

kengeschichte. Darin schlagen sich sowohl die schönen als auch die beschwerlichen Seiten der Theaterarbeit nieder. Ein an Herrn Dr. Rorschach adressierter Patientenbrief vom 5. Dezember 1915 eröffnet die entsprechende Überlieferung.²¹² Er enthält die nachfolgende Mitteilung: «Also hier schicke ich Ihnen die Rolle des Sterndeuter, des Herrn Finklers, u. den Katalog von Perücken retour. Auch bitte ich Sie mich mit weiteren Aufträgen zu handlen des Theaters [...] verschonen zu wollen.»²¹³ Oswald, der im Vorfeld dieses Entschuldigungsschreibens mit einer Streikaktion für Aufruhr gesorgt hatte, spielte dann aber doch weiter mit. Zum «Malheur» war es gekommen, weil eine Oberwärterin, mit der sich der Patient überhaupt nicht verstand, bei der Probe zufällig anwesend war. Auch später stellte der schauspielernde Patient regelmässig die Geduld des Arztes und Regisseurs auf die Probe, sei es, wenn er endlos über die Platzierung von Requisiten diskutierte oder immer wieder die Zuschauerinnen und Zuschauer auf sich warten liess. Zugleich leistete Heinrich Oswald als gelernter Buchbinder dem Theater vielseitige Dienste und überzeugte bisweilen durch gute Auftritte, wie Hermann Rorschachs Aktenvermerk vom 27. Dezember 1920 bezeugt: «Hatte auf Weihnachten zwei Hauptrollen zu spielen, die er sehr gut besorgte.»²¹⁴

Unterhaltung oder Therapie?

Auch in der Herisauer Heil- und Pfllegeanstalt hatte die von Heinrich Simon (1867–1947) begründete Arbeitstherapie einen hohen Stellenwert.²¹⁵ Aktiv betätigen konnten sich Patienten und Patientinnen im Landwirtschaftsbetrieb, in der Anstaltsgärtnerei, im Webereiatelier oder in der Tischlerwerkstatt. Zugleich trugen die arbeitsfähigen Patientinnen und Patienten etwas zum Etat und zur Selbstversorgung der Klinik bei. Weitere Arbeiten wie Tüten kleben, Wolle zupfen, Socken stricken hatten eher den Charakter von Beschäftigungstherapie, stiessen bei der Klinikleitung aber ebenfalls auf Anklang.²¹⁶

Klinikärzte und Wartpersonal engagierten sich in beachtlichem Masse für die Vorbereitung und die Durchführung von kulturellen Veranstaltungen. Doch galten diese teils unter Einbezug von Patientinnen und Patienten erfolgenden Aktivitäten lange Zeit nicht als Therapie, sondern laut amtlichen Jahresberichten als Beiträge zur Erfreuung, zum Vergnü-

gen, zur Zerstreuung oder zur Aufmunterung. Selbst Olga Rorschach, die während einiger Jahre als Ärztin und Ehefrau direkt in solche Arbeiten eingebunden war, sah dies vermutlich nicht anders. So bemerkte sie im Rückblick auf entsprechende Aktivitäten ihres Ehemanns in der klinikeigenen Schreinerei: «Auch hier sorgte er für die Unterhaltung der Patienten.»²¹⁷

Erst einige Jahre nach Hermann Rorschachs Tod änderte sich unter Klinikdirektor Otto Hinrichsen (1870–1941) die Bewertung der kulturellen Veranstaltungen. Bezüglich der eingehenden Erörterung der patientenbezogenen Kulturangebote in der Herisauer Heil- und Pflegeanstalt findet sich im Jahresbericht von 1926 folgende Feststellung: «Auch diese Dinge gehören mit zur ärztlichen Behandlung.»²¹⁸ – Noch aber war nicht die Rede von Ergotherapie, Kunst- oder gar Theatertherapie.



Tafel V aus Georg A. Roemers
Tafelserie von 1966.

«Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren ist ehrenvoll und ist Gewinn, doch würd' ich nicht allein mich her verlieren, weil ich ein Feind von allem Rohen bin.»

Zwei Psychiater im Dialog: G. A. Roemer und H. Rorschach, alias Famulus und Faust

Alfred Jordi

Es gibt vielerlei Gründe, der Beziehung zwischen zwei forschenden Seelensuchern nachzugehen, von denen der eine – Hermann Rorschach – mit seinem Klecksographietest, der «Psychodiagnostik», posthum internationale Bekanntheit und Anerkennung erlangte. Sein ebenfalls hochbegabter Berufskollege und Schüler – Georg A. Roemer – hingegen scheiterte mit seinem wenig später auf derselben Basis entwickelten «Symboltest» an der Weltfremdheit seiner zwiespältigen Persönlichkeit. Wir begegnen demnach einer zweifachen Tragödie: Rorschach verliess die Erde viel zu früh, allerdings ein vitales, geistiges Erbe hinterlassend. Roemer wurde 43 Jahre älter, wobei seine Aufsätze und Vorträge psychodiagnostisch hochgradig schöpferische Ansätze enthalten. Diese versanden jedoch in seiner selbstverstrickten Suche nach Anerkennung.

Wo fass ich dich, unendliche Natur, euch Brüste – wo?

(Faust zu Erdgeist)

Roemer war sowohl beeindruckt von der Person Rorschachs als auch von dessen Klecksexperiment. Beide Faszinationen scheinen sich in seinem Innern untrennbar vermischt zu haben. Ein wichtiger Anlass für diese Vermischung bildete Rorschachs Vorschlag, Roemer solle eigene Testbilder herstellen, um einen analogen, wissenschaftlich brauchbaren Parallel-Test zu realisieren. Der zweite Vermischungsanlass lag an Roemers rivalisierendem Charakter. Seine eilfertige Weiterentwicklung der Kleckse mündete jedenfalls ins Gegenteil der von Rorschach geschaffenen und erprobten Bilderserie. Als symbolträchtig-unerschöpfliche Kunstwerke verweisen sie die viel einfacher wirkenden Rorschach-Tafeln optisch ins Triviale.

An der ursprünglich anregend-fruchtbaren Unterschiedlichkeit der Test-Konzeptionen entzündete und verdingte sich der Fachdialog zwischen den beiden: Ihr diesbezüglicher Gedankenaustausch kletterte rastlos hoch ins unwegsame «Gebirge» eines kurzen, engagierten «Bilderstreits». Gleichzeitig begann die unausgesprochene Persönlichkeitsdifferenz beider Forscher ihre anfänglich fruchtbare Zusammenarbeit zu unterhöhlen. Rorschachs Klugheit und Lauterkeit veranlassten ihn, auf einem erklärenden, sachlichen Diskussions«terrain» zu bleiben, während sich Roemer im Gelände des Gedankenaustausches zunehmend verstieg und vergriff. Rorschach zügelte seine Betroffenheit und band sie – besonnen ausbalancierend – an seine Erfahrungen und an die Überzeugungskraft überlegten Argumentierens. Roemer hingegen brachte zuerst unter dem Vorwand bemühtester Wissbegier diejenigen «Felsblöcke» ins Rollen, die seinem «Bergführer» zum steilen Aufstieg dienten und gedient hatten. Worum es da rational und irrational letztlich ging, versuche ich im Folgenden darzulegen.

Nicht nur für einen Analytiker und Testexperten ist das fraglos ein spannendes Thema. Greift man nämlich zur 2004 herausgegebenen Rorschachkorrespondenz²¹⁹, muss man keineswegs professioneller Funktionsträger sein, um sich vom pulsierenden Gespräch und Schicksal zweier kritischer Seelensucher tief berühren zu lassen, deren mächtige Faszination demselben psychologisch innovativen Forschungsthema galt.

Der hier vorgegebene Rahmen zwingt zu Kurzaufenthalten an wenigen «Lichtampeln», die wichtige Zonen der Beziehung zwischen den beiden Psychiatern aufhellen. Neben dem oben erwähnten Briefwechsel gehören Aufsatz- und Vortragsentwürfe zu meinen Quellen. Ebenso fließen mein persönlicher Nachvollzug des veröffentlichten Roemer'schen Testbefundes²²⁰ sowie Roemers spätere diesbezüglichen Aussagen mit ein. Auf die Wiedergabe von Testdaten und Auswertungstechnik habe ich weitgehend verzichtet. Kurzzitate aus Goethes Faust I versuchen, auf die einzelnen Kapitel atmosphärisch einzustimmen.

Ich fühl es wohl, noch bin ich weit zurück (*Famulus*)

Im Dezember 1918 lernten sich zwei begabte Psychiater im appenzelischen Herisau kennen: ein 34jähriger Schweizer, Hermann Rorschach,

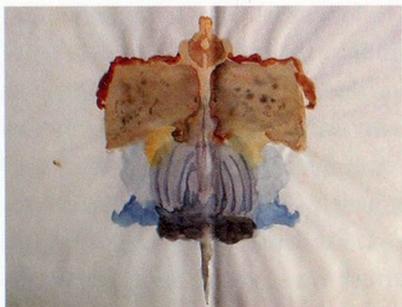
und ein 26jähriger Deutscher, Georg A. Roemer. Ein Ärztetreffen am damaligen Arbeitsplatz Roemers – dem Bezirkskrankenhaus Herisau – brachte die beiden miteinander ins Gespräch. Roemer beteiligte sich dort an einem Fachreferat Rorschachs über dessen wahrnehmungsdiagnostisches Experiment «Deutenlassen von klecksographischen Zufallsformen»; Rorschach hatte den Ausbau des Experiments seit 1917 systematischer betrieben und ein diesbezügliches Manuskript fast druckreif fertiggestellt. Die kühne Kreativität des Testkonzepts zur Erfassung seelischer Eigenart zusammen mit der Offenherzigkeit Rorschachs lösten bei Roemer eine Kette folgenreicher Antriebe aus. Jedenfalls entschloss er sich kurzerhand, sein Ende Jahr ablaufendes Volontariat ab Januar 1919 durch den Übertritt in die Heil- und Pflgeanstalt Herisau auszudehnen. Dort war Rorschach seit rund drei Jahren als Sekundararzt angestellt. Indem Rorschach bereitwillig seine Erfahrungen mit dem Formdeutversuch weitergab und aufgrund Roemers eigener innerer Konstellation (davon später) wurde dieser zum intellektuell begierigen Famulus: «Ich verbrachte nun ganze Nachmittage damit, Klecksbilder – zunächst in der RORSCHACHschen Manier – herzustellen. Meist war mein Volontärarzt-Zimmer am Abend mit 2–3 Dutzend solcher Neuentwürfe angefüllt ...»²²¹ Rorschach habe ihn um Anfertigung eigener Bilder gebeten (Entwickeln einer Paralleltest-Serie; Schonung der zum Druck bestimmten Unikate), und er kam davon nicht mehr los.

In dieser Kunst möcht ich was profitieren (*Famulus*)

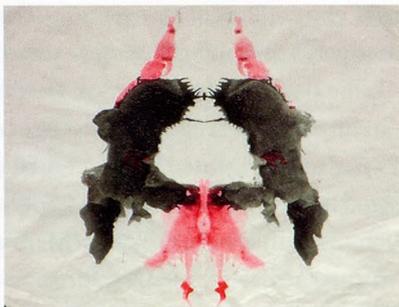
Roemers (anfängliche) acht Testbilder, die er aus drei Zehnerserien ausgesondert hatte, deuten innerhalb der fünf Farbtafeln bereits in der ursprünglichen Stammserie die Choreographie farblich fein gestufter, impressionabler Gestaltungsbedürfnisse an (Abb. 1, Seite 98), im Unterschied zur «Klotzigkeit»²²² der Rorschach-Tafeln (Abb. 2, Seite 98)²²³.

Die ästhetischen Feinheiten, Farbnuancen und die verspielte Flächen-gestaltung von Roemers Tafeln stellen ein reiches, eher intuitiv animierendes Bearbeitungsangebot dar.

Ihre «Abstimmung auf Konversationston»²²⁴, wie er schrieb und wohl auch meinte, sollte Deutungen mit hoch individuellem Sinngehalt erleichtern. Seine (übrigens unter Verwendung verschiedenster Farblösungen hergestellten) Bilder tendieren dabei von Anfang an zum subjektiv



Roemer Stammserie Tf. VII, 1919 (Abb. 1).



Rorschach Frühe Tf. II, 1918 (Abb. 2).



Roemer Stammserie 1966 (Abb. 3).



Roemer Stammserie 1966 (Abb. 4).

unaufhörlich vervollkommneten persönlichen Kunstwerk, wie dies die Abbildung Seite 94 illustriert.

Gerade deshalb erschwerten sie jedoch konventionelle Zuordnungen und riefen im Gegenteil zu symbolischen Bearbeitungen auf.

Offensichtlich war nicht «Konversationston», sondern individuell Besonderes gefragt.

Für Roemer eigentümlich und typisch war zudem eine Art Lichtinsel, die, vom Bildzentrum ausgehend, den Hauptklecks jeweils überstrahlt oder umhüllt (Abb. 3 und 4).

Diese bereits während der Zwanzigerjahre feststellbaren Unterschiede der Testgestaltung war bedeutungsvoll: Einerseits brodelten da Roemers ursprünglicher Antrieb und sein famulushafter Eifer, dem faustischen Entdeckungsdrang Rorschachs ein substanzvolleres Werk gegenüberzustellen; andererseits erachtete er seine Schöpfungen als tiefenpsychologisch weit ergiebiger.

Demgegenüber stellen Rorschachs definitive zehn Tafeln übersichtliche, ganzheitliche Gestaltungen dar (ausser Tafel X): Relativ einfach strukturiert, enthalten sie weniger Farbübergänge, wirken «urchiger», auch archaischer und entbehren weitgehend der für Roemer typischen Tiefenschichtung (Abb. 2). Auch Rorschach habe «...eine lange Zeit kompliziertere und gegliedertere, gefälligere und ästhetisch geläutertere Bilder verwandt, sie aber dann fallen lassen...»²²⁵.

Zwar weiss ich viel, doch möcht ich alles wissen! (*Famulus*)

Als Leser des Briefdialogs wissen wir um das frühe tragische Verstummen Hermann Rorschachs. Wie aber äusserten sich «unsere» beiden höchstwahrscheinlich ahnungslosen Menschen, von denen keiner wusste, dass sich einer von ihnen sehr rasch dem Ende seines Lebens näherte? Die Zeit zwischen den wichtigen Briefen vom 21.9.1919 und dem letzten vom 30.3.1922, der Rorschach noch lebend erreichte, war kurz: lediglich rund 2½ Jahre. *Fugit hora; hoc, quod loquor, inde est.*²²⁶

Bei Roemer stossen wir auf Fragen über Fragen, die sich vorerst auf das von Rorschach geschaffene statistische Gerüst und auf seine abkürzende Zeichensprache²²⁷ bezogen, in welche er die einzelnen Komponenten der jeweils erhaltenen Testantworten übertrug. Rorschach antwortete jeweils ausführlich, unbelehrend pädagogisch, und er wollte mehr über den Stand von Roemers Testbildentwicklung erfahren: «Es wird mich interessieren, Ihre jetzige Bilderserie zu sehen. In letzter Zeit bin ich nicht mehr viel zu Versuchen gekommen...»²²⁸ Roemer erbat sich aber auch fachlichen Rat, zum Beispiel empfehlenswerte psychoanalytische Literatur. Rorschach lieferte Angaben zu einigen Zusammenfassungen und fuhr fort: «Aber besser als all dies ist eben doch Freud selbst. ...Jung ist zur Einführung nicht zu empfehlen; er hat viel unschärfere Begriffe.»²²⁹ Das war eine unzweideutig psychoanalytische Positionierung.

Und weiter: «... Ihre Fragen: Die interessieren mich immer im höchsten Grade, und ich bitte Sie ruhig weiterzufragen»²³⁰, ermunterte Rorschach den wissbegierigen und ständig nachhakenden Roemer. Die Ernsthaftigkeit dieser Einladung bezeugen Rorschachs bemerkenswert detaillierten brieflichen Erörterungen.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst (*Erdgeist*)

In den letzten drei Monaten vor Rorschachs Tod häufte sich die Fachkorrespondenz; eine Atmosphäre von Unaufschiebbarkeit kam auf. Roemers Fragen muteten zuweilen ungeduldig-bohrend an, während Rorschach Vortragsvorbereitungen und die ausführliche Klärung von Fragen «... in zusammengestohlener Zeit und nächtlichen Stunden...»²³¹ vornehmen musste – Klärungen übrigens, die bereits bei der Niederschrift künftige Präzisierungen andeuteten (*quod loquor, inde est*).²³²

Aber auch Roemers Famulus-Faust-Position änderte sich; sie machte unversehens einer Widerspruchshaltung Platz, die über konstruktives Hinterfragen des Meisters weit hinausging. Augenfällige Gegebenheiten und empirisch Gesichertes stellte Roemer nun sogar in Abrede: «Meine Serie antwortet auf die Frage: Wie stellt sich die Versuchsperson auf die Mittellage des Lebens, das Alltägliche, gut Erfassbare... ein, ... während Ihre Serie mehr auf die Frage antwortet: Wie stellt sich die Versuchsperson den Absonderlichkeiten, dem Grotesken, dem Absurden, dem Unerklärlichen im Leben gegenüber.»²³³

Rorschach blieb fest: «Ich will meine Serie gar nicht für ein Nonplus-ultra halten, aber ihr Aufbau und ihre durchgehende Brauchbarkeit und die Möglichkeit aller Faktoren, die sie bietet, die Brauchbarkeit von primitivsten bis zu kompliziertesten Versuchspersonen nicht nur für die pathologischen Fälle, sondern auch und vor allem für die Gesunden, einschliesslich der Begabungsfragen, an alledem werde ich nicht rütteln lassen.»²³⁴ Trotzige Besitzstandswahrung, Besserwisseri? Gewiss nicht, jedoch faires Zurechtrücken: «... ich weiss ja auch, dass auch Ihre Serie ihre grossen Vorteile hat... werde mich aber stets der Auffassung widersetzen, dass meine Tafeln hauptsächlich auf das Pathologische zugeschnitten seien.»²³⁵

Ach, zu des Geistes Flügel wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen (*Faust*)

Sehr rasch, nur zwei Tage später, rund eine Woche vor Rorschachs Tod, erhielt dieser einen weiteren Brief. Roemer, allerdings an Rorschachs vorletztes(!)²³⁶ Schreiben anknüpfend (und damit den Hinweis in obigem Zitat missachtend), orientierte darin über Hochschulfragen und seine

Kooperationsbereitschaft betreffend die Publikation eines Rorschach'schen Artikels. Dieser könnte dann «... nach seinem Eintreffen gleich an alle grösseren Zeitungen Deutschlands hinausflattern»²³⁷. Wiederum ersuchte er hartnäckig um fachlich-persönliche Unterstützung. Offensichtlich gelang es ihm nicht, aus Rorschachs Erkenntnisquellen zu schöpfen: «Ich suche noch immer diese Begriffe²³⁸ mit einem bestimmten Lebensinhalt, mit bestimmten Gefühlen in mir selber zu verbinden. ... Können Sie mir nicht dazu helfen durch eine psychologisch-menschliche Beschreibung, ... welche Selbstbeobachtungen hier zugrunde liegen. Da liegt nämlich der Kernpunkt, warum ich bei manchen Teilen Ihrer Auswertung noch nicht mitkann, einfach darum, weil ich ihre Richtigkeit noch nicht so «fühle» wie Sie.»²³⁹

Man ist geneigt, ein solches, bei Roemer selten anzutreffendes, hier fast kindlich anmutendes Eingeständnis, diesmal in Form einer flehentlichen Anklammerung, als authentische Äusserung von Hilflosigkeit aufzufassen. Roemer hatte Rorschachs «Positionierungs»botschaft²⁴⁰ mit Sicherheit in Händen, bezog er sich in seinem Antwortschreiben doch mit ausdrücklicher Datumsangabe(!) auf Rorschachs vorletzten Brief: «Zunächst die Antwort auf Ihren Brief vom 15.3. ...»²⁴¹ Roemer ging mit einem fragwürdigen Sprung darüber hinweg, und es liegt nahe, dass er sich durch Rorschachs Grenzziehung sehr gekränkt, beunruhigt und bedrohlich verlassen fühlte.

Roemers Bitte konnte Rorschach nicht mehr nachkommen. Wäre es ihm möglich gewesen, hätte die faustische Antwort an seinen Famulus, der sich zum zwiespältig-verzweifelten Opponenten gewandelt hatte, begründeterweise lauten mögen: «Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt ...» Derart radikal hätte Rorschach aber wohl kaum reagiert.

**Nun kenn ich deine würd'gen Pflichten: Du kannst
im Grossen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an**
(Faust zu Mephisto)

Rorschach war der Erfinder einer damals noch jungen, «schutzbedürftigen» Persönlichkeitsdiagnostik, die er im Verlauf der skizzierten Korrespondenz entgegen grosser verlagstechnischer Hürden und teilweiser

Kritik eben zur Druckreife entwickelt hatte. Seine für weitere Versuche unentbehrlichen Testtafeln (Unikatel!) befanden sich zeitweise zwecks Kontrollversuchen in andern Händen oder beim Drucker. Exakt in diese Phase fällt der Hauptteil seines Briefwechsels mit Roemer.

Obwohl die angeführten Beispiele lediglich als Hinweise auf Divergenzen gedeutet werden können, wird ersichtlich, dass hier – bereits im Ansatz – Unüberbrückbarkeiten zwischen den beiden Charakteren bestanden. Inhalt und Atmosphäre der bisherigen Zitate aus der Rorschach-Roemer-Korrespondenz zeichnen ein immer gegensätzlicheres Persönlichkeitsbild der beiden Forscher. Die Zuspitzung in den Dialogen lässt sich nicht nur mit dem Unterschied in der Gestaltung der jeweils favorisierten Testtafeln und mit der kontroversen Frage nach ihrer diagnostisch überzeugenderen Eignung erklären. Nein, hier prägen auch Bilder des Unbewussten die kommunikative Palette beider Männer.

Erstaunlich ist die Integrität, mit der Rorschach auf Roemers interessierte Fragen und Anwürfe reagierte: Er anerkannte Roemers Leistungen und nahm sich die Zeit, seine Antworten sorgfältig und ausführlich abzufassen; seine dezidierte, klare Grenzziehung wirkt fair und sachlich. Mit wacher Bescheidenheit verteidigte er seine Haltung, sich seiner Fähigkeiten bewusst, nicht um Prestige, Einfluss oder Macht ringend. Er bewahrte, was er erschaffen hatte, war jedoch bereit, es zu revidieren; mitten in der Phase der Weiterentwicklung starb er.

Im Gegenzug liess Roemer kaum je wirkliche Dankbarkeit erkennen, verzerrte gar die empirische Realität und reagierte «neurotisch». Es gibt frühe Belege für seine massive Neigung zu «Projektionen»; so verkehrte er beispielsweise die Eigenarten der beiden Bilderserien zur Anregung bestimmter Antworten völlig ins Gegenteil.²⁴² Mehr noch: Seine bereits sichtbaren, problematischen Charakterzüge verstärkten sich, und er entwertete später gar das gesamte Testkonzept von Rorschach (hier unter Verwendung eines Vergleichs): «Wenn man weiss, dass ein Fernrohr nur ein geringes Leistungs- und Auflösungsvermögen besitzt, werden auch zehntausende von Himmelsaufnahmen nichts an der Forschungsbeschränkung ändern, die dadurch zwangsläufig gegeben ist.»²⁴³ Damit untergrub er Rorschachs Grundkonzeption, an deren Vertiefung viele Forscher gearbeitet hatten und die während vier Jahrzehnten von Bestand

war. Rorschachs wahrnehmungsdiagnostisches Experiment kam in den 1960er-Jahren bereits weltweit als Persönlichkeitstest zum Einsatz.

**... und leimt zusammen, braut ein Ragout von andrer Schmaus,
und blast die kümmerlichen Flammen aus eurem Aschenhäufchen
aus (Faust)**

Auch voranschreitendes Alter hielt Roemer nicht davon ab, den Rorschach'schen Fundus in unglücklichem Alleingang durch weitere Abwertungen zu vernichten. Unentwegt versuchte er, das bald in alle Welt gehende, ausbaufähige Fundament Rorschachs mit seinem «Symboltest» zu reformieren. Unstet suchend, betitelte er sein Konzept wechselweise mit «Zentraltest», «Tiefentest», «Totaltest». Von der Grundlage Rorschachs konnte er sich jedoch weder verabschieden, noch gelang ihm eine integrative Erneuerung; so zersetzte er sie einfach.

Was blieb ihm aber von einem Fundament, von dem er zeitlebens nicht loskam, zu dessen Unterminierung er sich jedoch andauernd getrieben fühlte?²⁴⁴ – ein zwanghafter Bildersturm ohne geglückte Reformation.

Der an sich sehr kluge und kritische Roemer verpasste es mit diesem atemlosen Aktionismus denn auch, seiner Famulusposition zu entwachsen und die naheliegende geistige Rorschach-Erbchaft anzutreten. Er pendelte ständig zwischen Arroganz, Anerkennung suchendem Anklopfen an den Türen etablierter Fachautoritäten und missionarischem Anprangern von Rorschachs vermeintlichen Irrtümern hin und her. Es machte den Anschein, als fände er keine Heimat in sich selbst.

Zunehmend erlag er dem Zwang, neiderfüllt den von Rorschach hinterlassenen Spuren zu folgen. Eine eigenartige Ausnahme bildete 1947 sein Basler Vortrag:²⁴⁵ keinerlei Abwertung des vor 25 Jahren verstorbenen Rorschach, sondern korrekt zitierendes Referieren mit ausführlicher Würdigung von Rorschachs Leistung und Persönlichkeit. Eine Hommage? Erst bei achtsamstem Hinhören fällt das kontinuierliche Einweben der eigenen Verdienste und seiner persönlichen Unentbehrlichkeit für Rorschachs Denken auf. Letzterer wird dabei sorgsam zum Famulus bandagiert, während Roemer sich selbst diskret zum impulsgebenden Faust emporstilisiert. Passt sich Roemer hier formal klug an seine spezifische, fachkritische Schweizer Zuhörerschaft an, oder bin ich in meinen Recher-

chen und Ansichten gefangen, die keine positive Ausnahme zulassen? Roemers Testprotokoll enthält jedenfalls klare Hinweise auf seine Neigung zu rational kalkulierender Verkleidung und Fassade.

Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen (*Mephisto*)

Vertieft man sich in Rorschachs Testinterpretation von Roemers Protokoll in der «Psychodiagnostik»²⁴⁶, fällt zweierlei auf: Erstens sind all seine Aussagen hinsichtlich des Tests nachvollziehbar und dokumentieren sein Können zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Endfassung (ca. November 1919). Der geniale Wurf weist jedoch eine Lücke auf: Rorschach liess sein psychoanalytisches Wissen nicht in die Interpretationen einfließen, so dass auch die komplexe seelische Dynamik in Roemers Persönlichkeit nicht vertieft Gestalt annimmt. Das hat drei Gründe:

- Rorschachs Lauterkeit und Realitätssinn hätten es ihm niemals gestattet, Konflikte mit einem ihm nahestehenden Menschen diagnostisch nachlesbar aufzurollen.
- Rorschachs Publikation ist schwerpunktmässig klinisch-differentialdiagnostisch ausgerichtet, mit Betonung von Wahrnehmen, Denken, Intelligenz und Affektivität. Er hatte sich geltendem Psychiatricverständnis anzupassen, um seiner Veröffentlichung überhaupt irgendwelche Chancen zu geben.
- Rorschach konnte die zahlreichen Erfahrungen, die er in den rund 2½ Jahren(!), die zwischen der definitiven Abfassung der «Psychodiagnostik» und seinem Tod lagen, nicht mehr verarbeiten. Wenige Wochen vor seinem Tod belegt Rorschach seine hoch entwickelte Kunst der Interpretation in einem Vortrag, – nun ganz im Zeichen psychoanalytisch brillanter Auslegung. Der Analytiker jenes Testbanden bezeugt nachträglich, «... dass ich der von Rorschach gestellten Blinddiagnose nichts hinzuzufügen habe und dass ich die Persönlichkeit des Patienten...nicht besser hätte charakterisieren können, als es im Psychogramm geschehen ist».²⁴⁷

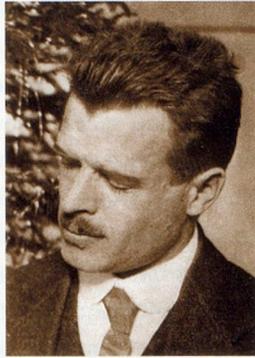
Drum hab ich mich der Magie ergeben (Faust)

Ein Vortragsfragment von 1942 dokumentiert Roemers nachträgliche Auseinandersetzung mit seinem eigenen Testprotokoll, das Rorschach aufgenommen, interpretiert und mit seiner Einwilligung in die «Psychodiagnostik» unter Nr. 2 aufgenommen hat. Roemer eröffnete seine eigene Klecksinterpretation mit einer gleichsam filmischen Aufblendung: «Zunächst sah ich nur die graue Fläche in der Mitte...»²⁴⁸ In dieser selbst erst entwickelte er Greifbareres. Anhand zweier ausgewählter, origineller Deutungen entfaltete er dabei auf feinsinnigste Weise den für ihn persönlich gültigen Symbolgehalt dieser Antworten. Verständlicherweise gab er nicht preis, dass er selbst Schöpfer dieser Deutungen war, sondern schrieb nur: «Er (der Proband) konnte später von mir näher analysiert werden.»²⁴⁹

Beispiel Tafel VI: «Das zweischlächtige Beil des Thor.»

Rorschach erfasste diese seltene, von ihm selbst als originell markierte Deutung dem Wortlaut gemäss als rein durch die Kontur bestimmtes Objekt. Aufgrund «sekundärer Assoziationen» bereicherte Roemer nun (im nachhinein?) seine Deutung mit aufschlussreicher Symbolik (alles Folgende im Telegrammstil, A.J.): «Graue Mittelzone als weite Ebene in halber Dunkelheit erweckt Gefühl von Unheimlichkeit und Verlorenheit. In einem eindrücklichen Erinnerungsbild aus meiner Jugend schreitet der plötzlich auftauchende Thor über diese Ebene, und zwar straff und gespannt, in einer Abwehr gegen die Bedrohlichkeit der Umgebung. Gedanke an Götterdämmerung. Dann die Vorstellung Thors mit zweischneidigem Beil – vorwärts und rückwärts – in erhobener Hand zur Abwehr des ihn von vorn und hinten Bedrängenden. Erst in diesem Moment die äussere Kontur sehend und obige Antwort formulierend.»

Nun zusätzlich die «freien Assoziationen: Stimmung der Isolation war typische und erfahrungsgesättigte Grundstimmung der frühen Jugendjahre. Thor ist Symbol des Willens zur Abwehr bedrängender Gefühle. Abwehr vollzieht sich im cortical-willkürlichen Teil des Nervensystems; Resultat hier: Gespannte Abwehrbereitschaft, die die Willenszone mehr oder weniger total determiniert. Dem doppelschlächtigen Beil, dem Abwehrwerkzeug gegen offene und geheime Feinde entsprechen viele Situationen der frühkindlichen Entwicklung, in denen diese doppelte Be-



Links: G. A. Roemer,
32jährig.

Rechts: H. Rorschach,
33jährig.

drängnis sich ausdrückt. Sie wird intrapsychisch so stark gefühlt und ausweglos gesehen, dass dem Beil eine magische Komponente zugeschrieben wird, um ihrer überhaupt Herr werden zu können.»

Roemers Korrespondenz und Lebenslauf zeigt kein profiliertes Persönlichkeitsbild; seine akademische Aszendenz, besonders die repräsentative Vaterlinie, und die Veränderungen seines beruflichen Status heben sich heraus. Ganz anders bei Rorschach, dessen Briefe an seine Schwester Anna beispielsweise mit emotionalen Botschaften, intensiver Lebensbejahung, Humor, selbstverantwortlichem Ernst und wachem Problembewusstsein fast schon durchtränkt sind.

Roemers Selbstinterpretation als Beispiel einer scharfsinnigen und sensiblen Innenschau berührt. Sie beeindruckt auch, weil sie von seinem persönlichen Umgang mit inneren Konflikten erzählt, die er vermutlich zeitlebens nicht aufzuarbeiten verstand.

In dieser glänzenden analytischen (Spät-)Bearbeitung mischte aber auch ein versierter Mephisto mit, der die spaltende «Magie des zweischneidigen Beils» nicht umfänglich ausdeutete. So tastete er sich nicht an seine bereits in der knappen Sachdeutung anklingende Zwie-Spältigkeit und Destruktivität heran; er äusserte sich nicht zu seinem Grandiositätsanspruch, der da hineinschwingt, nicht zu seinem dunklen Drang nach Kontrolle und Allmacht. Stattdessen stilisierte Roemer seine frühe «Verlorenheit» einseitig zum idealisierten Klagelied und hob die Notwendigkeit seiner Defensive hervor – blieb einsamer Verteidiger, griff nicht an.

– Unberücksichtigte Fragen, zu deren Weiterverfolgung allerdings bereits schon die verdichtete Ganzdeutung veranlassen könnte: «Das zweischlächtige Beil des Thor». – Nachdenklich zieht es meinen Blick zu den Porträts dieser beiden geistigen Kämpfer.

Denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht.

Drum besser wär's, dass nichts entstünde (*Mephisto zu Faust*)

«Wert genug, eine Lebensarbeit an dessen Ausgestaltung daranzurücken»²⁵⁰, so schrieb Roemer über sein einsames Ringen, das symbolische Potenzial des Rorschach-Tests umzugestalten und zu erschliessen. Tatsächlich schien er diese Aussage auf seine Weise auch eingelöst zu haben, doch die Zwiespältigkeit der hadernden Persönlichkeit zerrieb ihre diagnostisch originellen Eigenschöpfungen. Roemers Kampf glich einer verzweifelten Selbstsuche, einem therapeutischen Ausloten seines geteilten Innern. Neben hellstichtigem Erkennen projizierte er unermüdlich seine eigene Problematik auf Rorschach, der ihm als möglicher bodenständiger Freund derart schmerzlich fehlte, dass er ihn neidisch verfolgte; die Grenzen zum Verrat wurden durchlässig. Einerseits obsiegte er über seine Famulusrolle, wurde zu «Thor», der mit seinem Hammer das Erdreich lockert und Unbewusstes zur Sinnreife bringt. Andererseits unterlag er gleichzeitig dem Zwang, die teilweise noch provisorisch-delikatsten «Schweissnähte» im erfinderisch erstellten, aber unfertig gebliebenen Testgerüst von Rorschach bloss zu schaben und so dem «Rostfrass» auszusetzen.

Was wäre entstanden, wenn... Genauso eine «Mythenbildung...», jemand posthum zum Heros zu machen und mit diesem Kult private Vorurteile zu verbinden»²⁵¹, wie der 70jährige Roemer über die Rorschach-Bewegung abschätzig schrieb? – Unter der Annahme, dass Rorschach weiter gelebt hätte, wäre dies wohl kaum der Fall gewesen. – Zwei im Austausch sich fördernde Psychodiagnostik-Riesen vereint unter einem Dach – oder ein kräfteaubendes Dauerzerwürfnis?

Wissen können wir nur, dass zwei grosse Männer uns ansprechen, bei denen etwas allzu früh Wirklichkeit wurde: das frühe leibliche Sterben im fülligen, kurzen Leben von Rorschach und das frühe seelische Sterben im selbstentzweiten langen Leben von Roemer.

*«Der Wahn ist der Aberglaube
eines Einzelnen, der Volksglaube ...
ist der Wahn der Gemeinschaft.»*

Hermann Rorschachs Denken zwischen Psychiatrie und Kulturwissenschaft

Brigitta Bernet und Rainer Egloff

Hermann Rorschachs Opus wird bis heute von der «Psychodiagnostik» dominiert. Wiewohl das Buch ihn berühmt gemacht hat, begünstigte es eine eindimensionale Wahrnehmung, die einige Arbeiten beleuchtete, andere dagegen ausblendete oder zur Nebensache erklärte. So erging es dem kulturhistorischen Interesse Rorschachs, das sich etwa in seinen jahrelangen Forschungen zu Sekten und Aberglauben offenbart. Zum Gesamtwerk scheint es seltsam quer zu stehen – ähnlich wie die zwei kurzen, im Appenzellischen überlieferten Gebete gegen Verzauberung und Bettnässen, die Rorschach Ende der 1910er-Jahre in der «Schweizer Volkskunde», einem Organ der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, veröffentlichte. «Heiligi Sant-Idda», beginnt ein Gebet aus Gonten (AI), «weck mi bi Ziite, nöd z'früh ond nöd z'spot, wenn's Sääche-n-aagoht!»²⁵²

Dokumentieren solche volkskundlichen Miscellen einfach eine skurrile Facette Rorschachs, ein persönliches Steckenpferd, das er neben der Psychiatrie pflegte? Stellen sie allenfalls eine Entwicklungsstufe hin zur «Psychodiagnostik» dar?²⁵³ Oder verweisen sie auf eine kulturwissenschaftliche Grundlage von Rorschachs psychiatrischem Weltbild, das über den Rahmen der Klinik hinausgeht? Wenn – wie wir hier plädieren – Letzteres zutrifft, stellt sich die Anschlussfrage, inwiefern sich die damalige Psychiatrie als Kultur- beziehungsweise Gesellschaftswissenschaft verstand. Dieser Frage gehen wir anhand jener kleineren und bisher wenig beachteten Studien Hermann Rorschachs nach, die zunächst wenig mit der zeitgenössischen Wissenschaft und dem Alltag der Psychiatrie zu

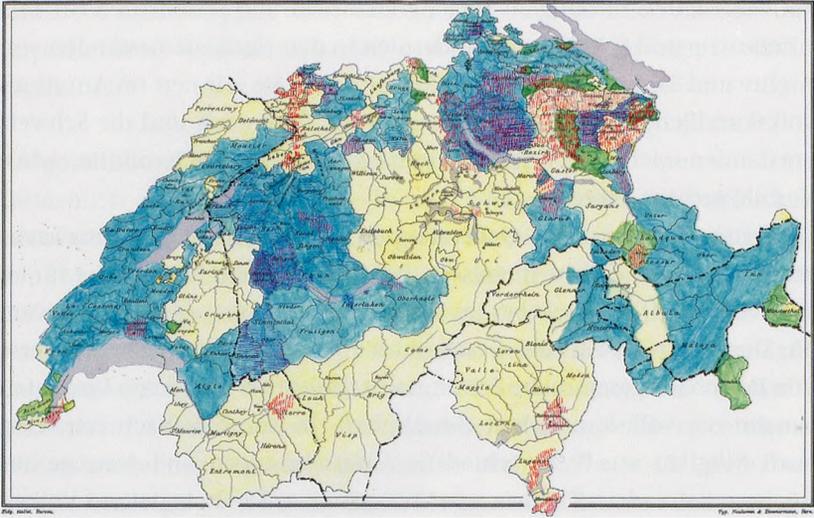
tun haben. Wir stellen sie in einen volkskundlich-anthropologischen sowie psychiatriehistorischen Zusammenhang.

Mörderischer Aberglaube

Im Gesamtwerk Rorschachs irritieren einige Arbeiten, die sich explizit an ein breiteres, volkskundlich interessiertes Publikum wandten. Auf den ersten Blick scheinen sie die Interpretation zu stützen, dass der Psychiater in seiner Freizeit einem Interesse nachging, das nichts mit seinem Beruf zu tun hatte, so etwa im Aufsatz «Ein Mord aus Aberglauben», der in der «Schweizer Volkskunde» erschien. Ausgehend von einem Zwist zwischen zwei in Speicher ansässigen Familien, der im Jahr 1916 in Mord und Totschlag endete, untersuchte Rorschach Wirkung und Gestalt des Aberglaubens.²⁵⁴ Im Zentrum des Falls stand ein 23jähriger Bauernsohn, der im Frühling 1916 ein älteres Ehepaar mit Messer und Pistole ermordet hatte, weil dieses – so waren der junge Mörder, dessen Familie wie auch die meisten Dorfbewohner überzeugt – durch okkulte Praktiken Menschen und Tiere verhext hatte. Rorschachs Interesse galt aber weniger dem konkreten Fall, sondern den abergläubischen Motiven von Täter und Opfern. Denn die Beteiligten waren, wie Rorschach sich ausdrückte, «alle drei, die F. [das Ehepaar] sowohl als ihr Mörder, Opfer des Aberglaubens geworden». Eigentlicher «Täter» war also der Aberglaube selbst, den Rorschach folglich ins Zentrum seiner Untersuchung stellte. So zitierte und analysierte er einerseits die abergläubischen Rezepte und Beschwörungen für Stall und Hof, die das ermordete Ehepaar in einem alten ledergebundenen Notizbüchlein aufbewahrt hatte. Andererseits ging er den durch Aberglauben beeinflussten Abneigungen des Täters nach. Rorschach betonte die in jener Gegend noch starke Verbreitung von Aberglauben und dessen immer wiederkehrende Motivformen, die sich auch in Märchen fänden. Über die einzelnen Aberglaubensmotive wollte er sich «als Nichtfachmann nicht weiter auslassen. Sie sind wohl alle bekannt und haben wohl alle vielerlei Parallelbildungen.»²⁵⁵

Die Logik hinter Sekten und Mythen

Weitere kleinere Publikationen Rorschachs zur Symbolik, Rezensionen ethnologischer Bücher und vor allem die Studien über Sekten erschienen



«Sektenkarte», die Hermann Rorschach am 13. Oktober 1918 im «Verein schweizerischer Irrenärzte» vorstellte.

zwar in psychologischen und psychiatrischen Fachzeitschriften, tragen jedoch eindeutig kulturwissenschaftliche Züge.²⁵⁶ So verglich Rorschach die autobiographischen Mythologien der Sektengründer Anton Unterhäuser (1759–1823) und Johannes Binggeli (1834–?) mit Symbolismen aus regionalen Volksliedern, Segenssprüchen und populären Weissagungen.²⁵⁷ Wiederholt stellte er fest, es sei «eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Bevölkerung» notwendig, damit solch phantastische Systeme zur Grundlage von religiösen Gemeinschaften werden konnten.²⁵⁸ Rorschach suchte diese Bedingungen, welche die Entstehung von Sekten begünstigten, sozial-, wirtschafts- und kulturgeographisch zu spezifizieren und auch kartographisch festzuhalten. In zwei Vorträgen im «Verein schweizerischer Irrenärzte» berichtete er von seinen Forschungen.²⁵⁹ Er identifizierte «rassisch-kulturelle» Übergangszonen und textilindustrielle Gebiete mit Weberbevölkerungen als «Sektengebiete». Als eigentliche Sektenherde bezeichnete er «Teile des Kantons Bern, besonders links der Aare, das Zürcher Oberland und mit gewissen Einschränkungen das Hinterland des Kantons Appenzell A. Rh.»²⁶⁰. Die im zweiten Vortrag gezeigte Karte mit

konfessionellen Färbungen, Sprachgrenzlinien und Schraffuren für Textilindustrie und Sektenherde findet sich in den Nachlass-Beständen von Archiv und Sammlung Hermann Rorschach.²⁶¹ Sie erinnert im Ansatz an volkskundliche Atlanten. Für Deutschland, Österreich und die Schweiz entstanden solche aber erst später und konnten Rorschach somit nicht als Vorbild gedient haben.²⁶²

Weitere Fundstücke im archivalischen Nachlass bestätigen Rorschachs kulturwissenschaftliche Interessen, beispielsweise ein Manuskript für einen Vortrag «Über die Leber im Glauben der Völker», den der Autor am 18. Dezember 1914 in der Gesellschaft für Volkskunde hielt.²⁶³ Diverse von Rorschach gesammelte Zeitungsausschnitte berichten von Veranstaltungen der volkskundlichen Gesellschaft, in der Rorschach zeitweilig auch Mitglied war.²⁶⁴ Verschiedene Aufzeichnungen und Auszüge aus Büchern behandeln Themen wie Volksglauben, Mythologie und Völkerpsychologie.²⁶⁵ Rorschachs Notizen zur Sektenforschung belegen, dass er selbst historische Nachforschungen in alten Chroniken und Archiven betrieben hat.²⁶⁶

Rorschachs Methoden entsprachen durchaus klassischer volkskundlicher Praxis: Er sammelte und typisierte volkskulturelle, sprachliche Äusserungen wie Lieder, Gebete, Redensarten und Sprüche, arbeitete historisch, mit geographischer Kartierung und philologisch beziehungsweise ethnologisch vergleichend. Der bisher unbekannt Aufsatz «Volksglaube und Geisteskrankheit» von 1918 endet denn auch mit einem Aufruf an den Leser, dem Autor mitzuteilen, «was ihm an volkstümlichen Vorstellungen unserer Bevölkerung über Geisteskrankheiten bekannt ist»²⁶⁷. Gleichzeitig darf Rorschachs – zwar wenig ausgereifter – kulturwissenschaftlicher Forschungsstil als durchaus innovativ und originell bezeichnet werden. Auf die Ergründung von individuell und kulturell unterschiedlichen Typen des «Erlebens» gerichtet, interessierte er sich gleichermaßen für genetisch-hereditäre, historisch-kulturelle oder wirtschaftlich-soziologische (zum Beispiel spezifische Berufsgruppen betreffende) Faktoren. Entsprechend vielfältige Zugänge und Quellen musste er wählen und integrieren. Mentalitätsgeschichtliche beziehungsweise kulturtopographische Typisierungen finden sich auch in der sonst so formalistischen «Psychodiagnostik». Dort unterschied Rorschach ver-

schiedene Erlebnistypen nach Völkern und «Rassen» und stellte als Beispiel die «introversiveren» Berner den «extroversiveren» Appenzellern gegenüber.²⁶⁸

Aufgeschobene Publikationsabsichten

Tatsächlich ebte Rorschachs volks- und völkerkundliches Interesse keineswegs ab, je mehr die «Psychodiagnostik» Gestalt annahm, im Gegenteil. So schrieb er seinem in Südamerika weilenden Bruder Paul Rorschach (1891–1954) einige Monate nach Abschluss des Verlagsmanuskripts über seine zeitweilig stark auf dieses Werk konzentrierte Publikationsstrategie, die er als «sozusagen fast imperialistische Pläne» bezeichnete: «Vorläufig gehe ich für diesmal zu einer anderen Arbeit über u. wende mich diesen Winter wieder den Sektierern zu, die nun auch nach u. nach erscheinen sollten. Vielleicht, dass ich nach etlicher derartiger Reklame doch einmal den Sprung in die offene Praxis wagen kann.»²⁶⁹ Im gleichen Brief kam Rorschach auf seine «Referatenarbeit für die Gesellschaft für Psychoanalyse» zu sprechen und vermerkte: «Die Analyse macht starke Fortschritte in der Welt.»²⁷⁰ Er habe auch, so fuhr er fort, einen «psychologisch sehr interessanten Indianermythus» aus einer peruanischen Zeitschrift übersetzt. Schliesslich bat er den Bruder, an ihn zu denken, «falls Du bei irgendwelchen Altbücherhändlern Aehnliches fändest: Mythen u. Märchen, Sitten u. Gebräuche, besonders religiöse Volkskunde der Indianer.»²⁷¹

Rorschachs volkskundlich-ethnologische Interessen hatten sich gegen Ende seines Lebens also weder gelegt noch waren sie abschliessend in die «Psychodiagnostik» eingeflossen. Vielmehr wollte Rorschach diese für einige Zeit etwas zurückgestellten Themen nun wieder ins Zentrum rücken. Archivnotizen bezeugen insbesondere die Arbeit an einem Buch zu Sekten.²⁷² Aufschlussreich sind auch die letzten von Rorschach veröffentlichten Rezensionen, die 1921 in der von Sigmund Freud gegründeten «Imago», einer «Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften», erschienen. Rorschachs Literaturbesprechungen galten ethnologisch vergleichenden Studien zu Krankheitsdarstellungen bei Dakota-Indianern und in europäischen Kinderzeichnungen, der Erziehung bei Naturvölkern und der Antonianersekte.²⁷³ Sie fügten sich gut

ein in die Zeitschrift, die zahlreiche Beiträge zu volkskundlichen Themen umfasste. In den Jahren 1912 und 1913 hatte Freud selbst den Beitrag «Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker» in «Imago» publiziert, den er im gleichen Jahr in der Buchausgabe von «Totem und Tabu» erneut abdruckte. Im Vorwort deklarierte Freud seinen Text als «ersten Versuch von meiner Seite, Gesichtspunkte und Ergebnisse der Psychoanalyse auf ungeklärte Probleme der Völkerpsychologie anzuwenden» und sprach davon, dass ihn neben Wilhelm Wundt (1832–1920) auch die «Zürcher Schule» um Eugen Bleuler (1857–1939) und Carl Gustav Jung (1875–1961) zu seiner methodisch gegensätzlichen Erwiderung angeregt hätten.²⁷⁴ Damit führt uns Freud von der Kulturwissenschaft zurück zur Medizin – oder besser gesagt mitten in die Entwicklungen der Psychiatrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Rorschach im Kontext der «Zürcher Schule» der Psychiatrie

Wie bisher gezeigt, zeichnete sich Rorschachs Denken durch viele interdisziplinäre Bezüge und Aspekte aus, die zunächst «fachfremd» anmuten. Situiert man Rorschach jedoch im Kontext des psychiatrischen Wissens um 1900, wird rasch deutlich, dass er mit seinem kulturhistorischen Interesse nicht alleine stand. Bei genauerem Hinsehen erweist sich Rorschach als Mitglied des Denkkollektivs der «Zürcher Schule» der Psychiatrie.

Im Jahr 1904 war Rorschach zum Medizinstudium nach Zürich gekommen – zu einer Zeit also, da sich im Umfeld der psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli folgenreiche Erneuerungen abspielten. Enttäuscht von den Misserfolgen der Hirnanatomie bei der Lokalisierung psychischer Störungen und in kritischer Distanz zu einer rein deskriptiven Symptomatologie hatten Direktor Bleuler, sein Oberarzt Jung und eine Schar junger Assistenzärztinnen und -ärzte damit begonnen, Psychosen unter psychoanalytischen und kulturhistorischen Gesichtspunkten zu untersuchen. Ihren Ansatz bezeichneten sie als «genetisch». Damit war keine erbbiologische Orientierung gemeint, sondern eine Perspektive, welche die Genese von Psychosen im Wechselverhältnis von Natur- und Kulturgeschichte in den Vordergrund stellte. Die Öffnung des psychiatrischen Forschungsinteresses in Richtung Gesellschaft und Kultur wirkte unge-

mein inspirierend. Studentinnen und Ärzte aus ganz Europa strömten nach Zürich, um den Ansatz der «Zürcher Schule» kennenzulernen. So auch der junge Hermann Rorschach, der 1912 bei Bleuler promovierte, und der – so erwähnt zumindest Henry F. Ellenberger – in den Vorlesungen «einer der interessiertesten Hörer gewesen sein» dürfte.²⁷⁵

Was die «Zürcher Schule» aus der damaligen Psychiatriclandschaft heraus hob, war ihre Auffassung des Menschen als «Kulturmensch» und der Menschheit als «Kulturrasse», deren Schicksale untrennbar mit der «Kulturgeschichte» verknüpft schienen.²⁷⁶ Das Individuum galt als «homo duplex», der einerseits biologischen Wandlungen und Anlagen unterworfen war, andererseits aber auch von kulturellen Determinanten geformt wurde. Dass die «Kulturmenschheit» sich im Verlauf des Zivilisationsprozesses zunehmend aus der Naturgebundenheit löste und sich zugleich in ein soziales Gefüge einband – und einbinden sollte – war eine Vorstellung, die bereits Auguste Forel (1848–1931) vertreten hatte.²⁷⁷

Eugen Bleuler übernahm diesen entwicklungstheoretischen Blickwinkel und ergänzte ihn mit dem psychodynamischen Konzept des Unbewussten, der Triebunterdrückung und der Sublimation. Er ging von der Annahme aus, dass jeder Mensch Probleme damit habe, seine individuellen Wünsche und Triebe, also seine «erste Natur», an die herrschende kulturelle Ordnung anzupassen und in eine sittliche «zweite Natur» zu überführen. Eine psychische Erkrankung bewirke nun aber, so Bleuler, eine Senkung der Sublimationsschwelle, was zu einem «Rückzug in die Wunsch- und Phantasiewelt» oder zu unbewussten Handlungen führen könne.²⁷⁸ Damit zusammenhängend rückten das Unbewusste und seine «Fehlleistungen» (Versprecher und Verleser, Bilder und Symbole) – ins Zentrum des Interesses. Gleichzeitig übertrugen die Mitglieder der «Zürcher Schule» die psychogenen Mechanismen, die Sigmund Freud für die Hysterie geltend gemacht hatte, auf das Gebiet der Psychosen, vor allem auf die Schizophrenie. Es schien nun, dass die meisten Symptome dieser rätselhaften Krankheit nicht Effekte eines individuellen organischen Prozesses waren, sondern sich aus Konflikten ergaben, vor die sich ein Individuum angesichts der Erfordernisse des Kulturfortschritts gestellt sah. Mit der Wende zur Psychopathologie ging eine sozial- und kulturrelative Betrachtung psychischer Störungen ein-

her. Aber auch die umgekehrte Betrachtung wurde nun denkbar: nämlich eine psychopathologische Interpretation der Kultur und ihrer Anschauungsformen selbst, also gewissermassen eine «psychopathologische Kulturkritik».

Enthusiastisch wandte sich eine Generation junger Psychiater wie C.G. Jung, Franz Riklin (1878–1938) oder Alphonse Maeder (1882–1971) noch vor dem Ersten Weltkrieg den Themen Religion, Aberglaube, Märchen und Volksbräuchen zu.²⁷⁹ Vom psychopathologischen Gesichtspunkt aus stellten diese Phänomene insofern einen interessanten Untersuchungsgegenstand dar, als sie für «prälogische» Weltanschauungen aus einer früheren Entwicklungsstufe der Menschheit galten, die nicht dem Realitätsprinzip unterstellt, sondern vom Wunschenken geleitet waren. Gerade im Aberglauben schienen «archaische psychische Mechanismen» aus vergangenen kulturgeschichtlichen Epochen am Werk, die im Rahmen der modernen logischen Denkweise weitgehend dysfunktional geworden waren und «primitiv», «kindlich» und «archaisch» anmuteten. Franz Riklin hatte beobachtet, dass solche «mythischen» Weltbilder durch die moderne Weltsicht nicht einfach ersetzt wurden, sondern unter der Decke der Zivilisation weiterschlummerten.²⁸⁰ Diese Ansicht teilte er mit seinem Kollegen C.G. Jung, der im Denken des Kulturmenschen eine sprachliche und eine phantastische Denkweise unterschieden hatte. Im Entwicklungsprozess habe sich der Schwerpunkt auf das «gerichtete Denken» verlegt, wodurch nun aber, so Jung, «das Phantastische und Mythologisch-Symbolische in den Hintergrund unseres Denkens, nämlich ins Unbewusste» geraten sei.²⁸¹

Wahnsinn und Aberglaube als Rückfall

Im Kontext des Ersten Weltkrieges, der von kritischer Seite bald als «Rückfall in die Barbarei» bezeichnet wurde, gewannen psychopathologische Kulturdeutungen an Popularität. Kurz nach Kriegsbeginn sprach der Zürcher Pfarrer und Psychoanalytiker Oskar Pfister (1873–1956) vom Krieg als einer «Regression ins Präkulturelle», der die Menschheit «auf eine längst überwundene Entwicklungsstufe zurück schleudert».²⁸²

Die Frage, unter welchen Umständen Menschen in «prälogische» Denk- und Handlungsweisen zurückfielen, faszinierte auch den jungen Her-

mann Rorschach. Bereits als Assistenzarzt begann er sich mit den Themen Religion und Aberglaube auseinanderzusetzen.²⁸³ Ein Grund für sein Interesse an den «Antonianern» war, dass Angehörige dieser Sekte sich nach der Mobilisierung oft weigerten, den Fahneid zu schwören und deswegen psychiatrisch begutachtet wurden. Wie kam es, fragte Rorschach, dass redliche Bürger ihre «Vorstellungen» für wichtiger hielten als die Anschauungen und Werte der kulturellen Gemeinschaft?

Nach dem Krieg weitete Rorschach diese Problemstellung aus und widmete sich der Wirkungsmacht und der Funktionsweise von religiösen und abergläubischen Anschauungen. Dass er dabei an die Denktradition der «Zürcher Schule» anknüpfte, zeigt sich im Aufsatz «Volksglaube und Geisteskrankheit» aus dem Jahr 1918.²⁸⁴ Rorschach setzte darin nicht nur eine zivilisatorische Entwicklung vom primitiven Irrationalismus zur logischen Rationalität voraus, sondern zeigte auch Parallelen zwischen dem individuellen und dem kulturellen Wahn auf: «Der Wahn ist der Aberglaube eines Einzelnen, der Volksglaube [...] ist der Wahn der Gemeinschaft.»²⁸⁵ Auf beiden Ebenen waren, wie er ausführte, ähnliche Mechanismen am Werk: «Die gemeinsame Stamm-Mutter beider, des Volksglaubens wie des Wahns, ist die menschliche Phantasie, jener Teil der menschlichen Seele, die im Gegensatz zum logischen Verstande sich entweder ganz von der Wirklichkeit abkehrt und seine eigene Welt baut, oder von der Wirklichkeit und vom Wissen von der Wirklichkeit nur das aufnimmt, was er *glauben will*.»²⁸⁶

Die «Urgedanken» der alten Mythen tauchten Rorschach zufolge auch im Wahnsystem der Geisteskranken auf: «Mancher Geisteskranke geht so den Weg, den die Menschheit in ihrer frühesten Zeit und in ihrem Werden ging; er baut sich ein neues Weltbild. Der Volksglaube aber enthält die Überbleibsel der früheren Weltbilder der Menschheit. Was wundert, wenn die beiderlei Wege, der des einsam grübelnden Geisteskranken und der der grübelnden Menschheit, immer und wieder sich in ähnlichen Bildern treffen?»²⁸⁷ Rorschach jedenfalls erstaunte dies nicht, und er nutzte die Analogie von Wahn und Aberglaube, um individuelle und kulturelle Entwicklungen zu kommentieren und aufeinander zu beziehen.

Der dünne Boden der Rationalität

Welche konkreten therapie relevanten Schlüsse der Psychiater und Kulturtheoretiker aus dieser Übersetzungsarbeit zog, ist indessen schwieriger zu sagen. Zweifellos hielt Rorschach seine Ausführungen nicht für abgehoben, im Gegenteil. Wie solche Überlegungen in das psychiatrische Tätigkeitsfeld einfließen, erhellt ein strafrechtliches Gutachten, das er zusammen mit Arnold Koller (1874–1959), dem Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Herisau, verfasste. Es ging um den eingangs erwähnten «Mord aus Aberglaube». In ihrer Expertise mussten die beiden Psychiater dem Verhöramt Trogen Auskunft über den Geisteszustand des Angeklagten geben, der im Frühling 1916 ein älteres Ehepaar kaltblütig ermordet hatte. Als Tatmotiv gab der Beschuldigte an, die beiden Opfer hätten mittels schwarzer Magie das Vieh verhext und den Tod seines Bruders bewirkt.

«Man täuscht sich immer und immer wieder in unserem Zeitalter der Aufklärung darüber hinweg», dozierten die Experten, «wie ungeheuer viele alte, aus grauester Vorzeit stammende Vorstellungen noch herumspuken und eine unbestrittene Macht erringen, sobald Ereignisse eintreten, für welche eine genügende Erkenntnis und erfolgreiche Behandlung noch nicht gegeben sind.»²⁸⁸ Der junge Mann, dem die Gutachter «einen gewissen Grad geistiger Unterentwickeltheit» bescheinigten, hatte in der Zeit vor der Tat den Wohn- und Arbeitsort oft wechseln müssen – und sich damit sozial isoliert. Als sich unerklärliche und unglückliche Vorfälle in der Familie häuften, habe er sich in «abergläubische Vorstellungen hineinreissen» lassen, die er dann «in seiner urteilsschwachen, phantasie reichen Weise auch verarbeitet» habe.²⁸⁹

Die beiden Psychiater stellten die Bluttat als Resultat einer biopsychosozialen Konstellation dar: Den Boden, auf dem sich der Mord ereignete, bildete das Zusammenspiel von soziokulturellen Faktoren einerseits (Arbeitsmigration und Aberglaube) und der individuellen Disposition des Angeklagten andererseits (rege Phantasie und geringe intellektuelle Fähigkeiten). Erst infolge eines starken Affektes – einem weiteren Unglücksfall in der Familie – brach dieser offenbar dünne Boden durch und führte dazu, dass der Angeklagte die erschreckende Tat beging. Interessant ist, dass die Gutachter dem Aberglauben einen relativ grossen Einfluss bei-

massen und ihn damit für die Tat quasi mitverantwortlich machten. Ganz auf der Linie dieser multifaktoriellen Analyse kamen Rorschach und Koller denn auch zum Schluss, dass der Beschuldigte als «vermindert zurechnungsfähig» zu betrachten sei.

Appenzeller am Äquator

Wie wir darzustellen versuchten, pflegte Rorschach das Thema Aberglaube oder Sekten nicht als Steckenpferd *neben* der Psychiatrie. Sein kulturtheoretisches Interesse war vielmehr ein wichtiger Bestandteil seines psychiatrischen Weltbildes selbst. Die nähere Betrachtung zeigt, dass Rorschachs Denken durch eine kulturelle und psychodynamisch ausgerichtete Sicht auf Geisteskrankheiten geprägt war. Wie sein Lehrer Bleuler ging Rorschach prinzipiell von einer organischen Entstehung der Psychosen aus. Zur Störung wurde der Wahnsinn in seinen Augen jedoch erst in Berührung mit Formen und Normen der Kultur, die darum eigens zu untersuchen waren. Die Ausformung dieser Haltung hing zusammen mit der innerpsychiatrischen Entwicklung und dem sozialen Kontext der Zeit. So sind die Misserfolge der organischen Psychiatrie um 1900 und die Popularität, die psychiatrische Gesellschaftsdeutungen rund um den Ersten Weltkrieg genossen, nur zwei Faktoren, welche diese Neuausrichtung begünstigten. Diese war allerdings örtlich und zeitlich begrenzt. Kaum hatte sich eine Generation junger Psychiater daran gemacht, die biologischen Modelle der Hirnpsychiatrie in Richtung Kultur und Psyche zu öffnen, wurden erbbiologische oder organische Ansätze wieder wichtiger. Kulturtheoretische Fragestellungen, wie sie Hermann Rorschach und die «Zürcher Schule» vertraten, wurden in Europa seit Mitte der 1920er-Jahre zunehmend ins Gebiet der «Geistes»wissenschaft verwiesen und aus der «Natur»wissenschaft ausgesondert.

Die Kultur- und Sozialwissenschaften wiederum nahmen die theoretisch-methodischen Angebote aus der Psychiatrie verzögert und indirekt auf. Die psychoanalytischen Ansätze Freuds und Jungs gewannen hier im Laufe des 20. Jahrhunderts an Einfluss. Die explizit kulturwissenschaftlichen Beiträge Rorschachs entfalteten jedoch kaum entsprechende Wirkung. Vermittelt durch seinen 1938 nach den USA emigrierten Freund Emil Oberholzer (1883–1958), war hingegen das Test-Verfahren aus Ror-

schachs «Psychodiagnostik» in der amerikanischen Anthropologie in der Zeit um den Zweiten Weltkrieg weit verbreitet. Eingesetzt wurde es als Methode zur kulturvergleichenden Bestimmung von Persönlichkeitstypen.²⁹⁰ Da sich Rorschach in seinem Hauptwerk aber kaum zur kulturtheoretischen Basis seiner Persönlichkeitstypisierungen geäußert hatte, mussten in einer berühmten und über sechshundertseitigen ethnologischen Studie über das indonesische Volk von Alor dann doch wieder die Appenzeller als Vergleich erhalten.²⁹¹

Anmerkungen

- 1 Müller/Signer 2004, S. 38.
- 2 Das Assoziationsexperiment, das Franz Riklin aus der Kraepelin-Klinik in Heidelberg mitgebracht hatte, wurde bei Patientinnen und Patientinnen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Burghölzli angewandt und bildete den Ausgangspunkt für C.G. Jungs Habilitationsschrift «Über das Verhalten der Reaktionszeit beim Assoziationsexperiment» (1905). Das Assoziationsexperiment besteht aus einer Liste von 100 Wörtern. Die Testperson wird aufgefordert, auf jedes einzelne Wort mit dem ersten Wort, das ihr einfällt, zu antworten, d.h. zu «assoziieren».
- 3 Preiser, 1976, S. 67–81.
- 4 Galton, 1883.
- 5 Cattell, 1890.
- 6 Rieger, 1889/90.
- 7 Kraepelin, 1896.
- 8 Münsterberg, 1891.
- 9 Ebbinghaus, 1897.
- 10 Binet/Simon, 1905.
- 11 Binet/Henri, 1895/96.
- 12 Dearborn, 1897/98.
- 13 Sharp, 1899.
- 14 Kirkpatrick, 1900.
- 15 Whipple, 1910.
- 16 Rybakow, 1910.
- 17 Müller/Signer, 2004, S. 109.
- 18 Ellenberger, 1954.
- 19 Rorschach, 1912.
- 20 Hens, 1917.
- 21 RA, Rorsch HR 3:3:6:1: Entwurf 1918.
- 22 RA, Rorsch HR 3:3:6:4: Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen), 1920.
- 23 Rorschach, 1921.
- 24 Exner, 1974.
- 25 Exner, 2003.
- 26 Janson, 1973.
- 27 Die Zitate geben (wo nicht anders vermerkt) Aussagen und Gedanken von Rolf Graf wieder, die er in E-Mails und Gesprächen im Oktober 2007 äusserte. Rolf Graf wurde 1969 geboren, wuchs in Heiden (AR) auf und lebt in Berlin.
- 28 Walser, Robert: Kinder und kleine Häuser. In: ders.: Feuer. Unbekannte Prosa und Gedichte. Hg. Bernhard Echte. Frankfurt am Main 2003, S. 68–69, hier S. 68.

- 29 da Vinci, Leonardo: Das Buch von der Malerei, zitiert nach: Kenneth Clark: Leonardo da Vinci, in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1969, S. 80.
- 30 Alberti, Leon Battista: De statua, zitiert nach: Ernst H. Gombrich: Kunst und Illusion. Köln 1977, S. 128f.
- 31 Graf, Rolf: Seeing the Elephant. In: ders.: Katze aus dem Sack. Solothurn 2000, S. 29–39, hier S. 32–33.
- 32 Gombrich, 1977, S. 130f.
- 33 Gombrich, 1977, S. 207.
- 34 Rolf Graf im Gespräch mit der Autorin (siehe Anm. 27).
- 35 Einen differenzierten Blick auf die letzten 15 Jahre der Warhol'schen Bildproduktion warf erstmals die Ausstellung «Andy Warhol. The Late Work», die unter anderem 2004 im Kunstmuseum Liechtenstein in Vaduz zu sehen war, und zu der ein dreibändiger Katalog erschien: Andy Warhol: The late Work. Hg. Mark Francis. München 2004 (Warhol 2004). Abbildungen der Rorschach-Bilder im Band «Paintings & Wallpapers», S. 98–103.
- 36 Nickas, Robert: Andy Warhols Rorschach Test. In: Warhol 2004, Textband, S. 99f., erstmals erschienen in: Arts Magazine, Oktober 1986.
- 37 Eine grossräumige Installation der Künstlerin an der documenta 2007 in Kassel integrierte mehrere «Rorschach-Test»-Tücher, die wie Fahnen oder Riesenwäschestücke von der Decke hingen. Abgebildet sind sie in der jüngsten Publikation zur Ausstellung «Cosima von Bonin, Roger and out – fat, female, forty, fat». In: The Museum of Contemporary Art. Los Angeles, 16.9.07–7.1.08, Köln 2007, S. 114–121.
- 38 Vgl. Zaya, Octavia: Nach dem Subjekt. «Rorschach Series». In: Candice Breitz. Cuttings, O.K Centrum für Gegenwartskunst, Linz, S. 37ff.
- 39 Zur etwa zeitgleich aufkommenden Reflektion über die Assoziationen in der bildenden Kunst und in der Psychologie siehe auch: Koch-Hillebrecht, Manfred: Die moderne Kunst. Psychologie einer revolutionären Bewegung. Köln 1983, S. 200ff.
- 40 Rolf Graf im Gespräch mit der Autorin (siehe Anm. 27).
- 41 Peter Stoffel im Gespräch mit der Autorin.
- 42 Tanner, 2005, S. 57ff. Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, S. 20f. und 49ff.
- 43 Hungerbühler, 1846, S. 15.
- 44 Ritter, 2003. Vgl. auch Walser, 1972, und Wilhelm, 1991.
- 45 Vgl. Fussinger/Tevaeairi, 1998.
- 46 Vgl. Fangerau/Nolte, 2006, oder Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, u.a. S. 18. Der letztere Band bezieht sich in erster Linie auf den Kanton Zürich, kann jedoch weit darüber hinaus als richtungsweisend gelten.
- 47 Vgl. Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, S. 60ff. und S. 102f.; Tanner, 2007, S. 281.
- 48 Bleuler, 1898, S. 16 und 43.
- 49 Die analytische Gliederung in die drei Ordnungsebenen Individuum, Anstalt und Gesellschaft schlagen Meier/Hürlimann/Bernet, 2002, S. 52ff. vor. Vgl. auch Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007.

- 50 Vgl. Bernet, 2006; Tanner, 2007, S. 282f.
- 51 Vgl. Shorter, 1999, S. 289–358; Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, S. 103ff.; Tanner, 2007, S. 283.
- 52 Lutz, 1878 sowie die Jahresberichte der «Kommission des appenzellischen Vereins für die Unterstützung armer Geisteskranker». Vgl. zum Folgenden auch Koller in der Jubiläumsschrift 1933 sowie Henselmann, 1958, S. 6ff.
- 53 Jahresbericht 1881, S. 9.
- 54 STAAR, Ca.C 12-157, Bericht über die kantonale Irrenzählung in Appenzell A.Rh, vom 1.7.1893 sowie weitere Akten. Siehe auch Koller, 1908.
- 55 STAAR, D.047, diverse Akten.
- 56 STAAR, D.047-04-02, Expertengutachten Bleuler/Jörger/Fierz, 1904, S. 4. Nicht ganz so unumstritten war die Detailplanung, wobei die diesbezügliche Diskussion aus der Retrospektive an den Streit um des Kaisers Bart erinnert (STAAR, D.047-04 sowie Ca.C 12-156).
- 57 Zit. nach Blum, 2003, S. 690. Siehe auch Fussinger/Tevaearai, 1998, S. 47f. Noch zum 50-Jahr-Jubiläum schwärmte der damalige Direktor Heinrich Künzler über die gelungene Anlage: Künzler, 1958, S. 5f.
- 58 Der folgende Teil beruht weitgehend auf den Jahresberichten der Klinik.
- 59 STAAR, Ca.C 12-157, Briefwechsel der Sanitätsdirektion mit den Kantonen Zürich, Glarus und Uri.
- 60 Jahresbericht 1908/09, S. 3.
- 61 Koller, 1906.
- 62 STAAR, D.060-02-02-02, Der «Appenzellische Hilfsverein für Psychischkranke» und die Kantonale Psychiatrische Klinik Herisau von 1877 bis 1983 (Typoskript Albert Scherrer).
- 63 Koller, 1906, S. 12f.
- 64 Vgl. Germann, 2006; Germann, 2007.
- 65 STAAR, Ca.C 12-156, Erläuternde Aktenstücke zu den Irrenanstalts-Bauplänen.
- 66 Zur Problematik des psychiatrischen Zwangs siehe Meier/Hürlimann/Bernet, 2002, S. 12–47; Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, S. 17–44.
- 67 Jahresbericht 1915, S. 10, und folgende Jahre.
- 68 STAAR, Cb.P 2-5, Protokolle der Sanitätskommission vom 16.6.1917, 5.11.1917 und 24.1.1918.
- 69 Jahresbericht 1916, S. 7.
- 70 Müller/Signer, 2004, z.B. S. 278, S. 359, S. 368 oder S. 408f.
- 71 Müller/Signer, 2004, S. 135.
- 72 Als weiterer Indikator einer starken «erblichen Belastung» galt die in Appenzell Ausserrhoden traditionell hohe Suizidrate. Vgl. Koller, 1917, S. 23; Henselmann, 1958, S. 3.
- 73 Siehe dazu Germann, 1997, und Tanner, 1999.
- 74 Koller, 1911, S. 211 und 215.

- 75 Die Jahresberichte schweigen zu diesem Thema. Aufgrund der bisherigen Forschungsergebnisse warnt Marietta Meier jedoch davor, vom Diskurs auf die Praxis und umgekehrt zu schließen. Meier, 2004, S. 142. Vgl. auch Dubach, 2007.
- 76 Jahresberichte 1937ff. Zur Direktorenzeit Hinrichsens siehe Gigerl, 2006; zur «aktiveren Therapie» in Herisau Knüsel, 2006.
- 77 Vgl. z.B. den Jahresbericht 1915, S. 8.
- 78 Müller/Signer, 2004, S. 112.
- 79 Müller/Signer, 2004, S. 80–81, 118.
- 80 Gilbert, 2001, S. 51.
- 81 Müller/Signer, 2004, S. 38.
- 82 Müller/Signer, 2004, S. 39.
- 83 Brupbacher, 1935, S. 53.
- 84 STASH, Protokollbuch Aktivitas 1902–1905, S. 163.
- 85 125 Jahre Scaphusia, 1983, S. 24.
- 86 RA, Manuskript, 1903.
- 87 RA, Manuskript, 1903.
- 88 RA, Manuskript, 1903.
- 89 RA, Manuskript, 1903.
- 90 Die vier Jahre jüngere Schwester verbrachte mehrere Jahre als Erzieherin in Russland. Die beiden verband in diesen Jahren eine innige, beinahe zärtliche Briefbeziehung: «Überhaupt [...], ich möchte, dass wir [...] uns recht nahe bleiben, auch noch näherkommen.» Müller/Signer, 2004, S. 68. Hermanns Briefe sind «brüderliche Botschaften [...], wegweisende Erwägungen, Ratschläge und Empfehlungen [...], die [...] von liebender Verantwortlichkeit [...] zeugen». So Alfred Jordi in seiner Besprechung des Briefwechsels. Jordi, 2004, S. 1216.
- 91 Heusler-Edenhuizen, 1997, S. 179. Hier ist die Rede vom sogenannten Ergänzungstheorem.
- 92 RA, Manuskript, 1903.
- 93 RA, Manuskript, 1903.
- 94 RA, Manuskript, 1903.
- 95 Burchardt, 1993, S. 10.
- 96 Burchardt, 1993, S. 11.
- 97 Neumann, 1987, S. 15–17.
- 98 Das Frauenstudium, 1928, S. 25.
- 99 Burchardt, 1993, S. 14.
- 100 Burchardt, 2000, S. 294.
- 101 An der Medizinischen Fakultät in Halle und in Berlin wurden ähnliche Forderungen gestellt. Burchardt, 2000, S. 297–298.

- 102 Hochschulgeschichte Berns, 1984, S. 501. Eine ähnliche Diskriminierung aufgrund der Kategorien Geschlecht und Nationalität wird Olga Stempelin später in Herisau als Ärztin und Ehefrau von Hermann Rorschach erfahren. Vgl. dazu den Aufsatz «Meine Bedingungen sind bescheiden» in diesem Band.
- 103 Stadler-Labhart, 1988, S. 58.
- 104 Müller/Signer, 2004, S. 44.
- 105 Fieseler, 1995, S. 199.
- 106 Müller/Signer, 2004, S. 44.
- 107 Müller/Signer, 2004, S. 68–69 (Hervorhebung im Original).
- 108 Fieseler, 1995, S. 246–250.
- 109 Müller/Signer, 2004, S. 104.
- 110 Müller/Signer, 2004, S. 104.
- 111 Goehrke, 1998, S. 311.
- 112 Müller/Signer, S. 105.
- 113 Müller/Signer, 2004, S. 29.
- 114 Müller/Signer, 2004, S. 94.
- 115 Vgl. dazu den Aufsatz «Meine Bedingungen sind bescheiden» in diesem Band.
- 116 RA, Brief Olga Rorschach, 1958.
- 117 Müller/Signer, 2004, S. 207.
- 118 Müller/Signer, 2004, S. 220.
- 119 Müller/Signer, 2004, S. 279.
- 120 Müller/Signer, 2004, S. 243.
- 121 Müller/Signer, 2004, S. 277.
- 122 Rorschach, 1944, S. 7.
- 123 Rorschach, 1944, S. 9.
- 124 Müller/Signer, 2004, S. 359, 408–409.
- 125 Müller/Signer, 2004, S. 152.
- 126 Müller/Signer, 2004, S. 279.
- 127 Meier/Bernet/Dubach/Germann, 2007, S. 70.
- 128 Archiv Lyceumclub St. Gallen, Bulletin du Lyceum de Suisse: décembre 1925, S. 10, mai 1927, S. 12, décembre 1938, S. 18.
- 129 Manuskript «Psychologie Frau», 1927, S. 8.
- 130 Manuskript «Psychologie Frau», 1927, S. 9.
- 131 Frauen. Macht. Geschichte, 1998, 1.1., S. 2.
- 132 Rorschach, 1944, S. 9.
- 133 UAT, Archiv Binswanger 443/48, Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 5.11.1945.
- 134 Manuskript «Psychologie Frau», 1927, S. 10.
- 135 RA, Rorsch HR 2:2:2, Brief Olga Rorschach an Walter Morgenthaler, 15.11.1959.
- 136 UAT, Archiv Binswanger 443/36, Brief Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 6.6.1922.

- 137 UAT, Archiv Binswanger, 443/48, Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 5.11.1945.
- 138 UAT, Archiv Binswanger, 443/48, Brief von Ludwig Binswanger an Olga Rorschach, 6.11.1945.
- 139 Gemäss Erzählungen von Lisa Rorschach besass die Familie von Olga Stempelin aufgrund von Kriegsverdiensten eines Urgrossvaters das Privileg, die älteste Tochter kostenlos an einem Gymnasium ausbilden zu lassen. Die 1858 in Russland eingeführten Mädchengymnasien blieben anfangs faktisch für Töchter reicher Leute reserviert. Neumann, 1987, S. 43. Interview mit Lisa Rorschach, Mai 2005.
- 140 www.matrikel.unizh.ch (Stand: 30.5.2007).
- 141 Burchardt, 1993, S. 16.
- 142 Brügger, 1996, S. 487.
- 143 Zu Olga und Hermann Rorschach als Ehepaar vgl. den Aufsatz «Jahre voll inneren Schaffens, Liebens und Atmens» in diesem Band.
- 144 «Mutter ist übrigens sehr gut mit mir, trotzdem ich weiss, dass ihr meine Liebe zu Olga Stempelin unsympathisch ist. Sie hat's sogar zu Paul gesagt, ich hätte ja bei uns nur die Hand aufzutun brauchen, um eine gute Partie zu erwischen – usw. – ...». Müller/Signer, 2004, S. 80–81, ebenso S. 118.
- 145 Müller/Signer, 2004, S. 112.
- 146 STATG, 4842'00, Psychiatrische Klinik Münsterlingen, allgemeine Akten, 23.12.1911.
- 147 STATG, 4842'00, Psychiatrische Klinik Münsterlingen, allgemeine Akten, Wahl am 10.4.1909, Stellenantritt 1.8.1909.
- 148 Entwurf eines Nachrufes von Lisa Rorschach, ohne Datum (verm. 1961). Ebenso erwähnt im Interview mit Lisa Rorschach, Mai 2005.
- 149 Zum Lebenslauf von Hermann Rorschach siehe Müller/Signer, 2004, S. 445–447.
- 150 STAAR, Cb.C 1-56, Protokoll Regierungsrat, 3.7.1915.
- 151 Müller/Signer, 2004, S. 134.
- 152 STAAR, Cb.C 1-57, Protokoll Regierungsrat, 7.7.1916.
- 153 So zum Beispiel von Regula Lehmann-Schoch (1902–1995), deren Sohn Paul Lehmann dem Staatsarchiv zwei Fotografien seiner Mutter zur Zeit der Anstellung bei der Familie Rorschach verdienstvollerweise geschenkt hat.
- 154 UAT, Archiv Binswanger, 443/36, Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 6.6.1922.
- 155 RA, Nachlass Arnold Weber, Brief von Olga Rorschach an Arnold Weber, 20.4.1922.
- 156 Archiv Lyceumclub St. Gallen, Mitgliederbuch. Vgl. auch Bulletin du Lyceum de Suisse 1925, 1927–1928, 1934–1935, 1938, 1941, 1943.
- 157 Gosteli Archiv Worblaufen, Mitgliederliste Schweizerischer Verband der Akademikerinnen Sektion St. Gallen, Oktober 1952.
- 158 GemA Teufen, Inserat im Sämtis, Nr. 14, 1930, Inserat im Sämtis vom 20.11.1936, Berichterstattung darüber im Sämtis vom 1.12.1936. Diese Hinweise verdanke ich dem Historiker Thomas Fuchs.

- 159 STAAR, Cb.P-9-02, Briefkopierbuch, Brief von Arnold Koller an Dr. Michel, 11.4.1922, S. 3.
- 160 STAAR, Cb.C-1-63, Protokoll Regierungsrat, 15.5.1922.
- 161 STAAR, Cb.P-9-02, Briefkopierbuch, Brief von Arnold Koller an Dr. Michel, 2.5.1922, S. 8.
- 162 STAAR, Cb.P-9-02, Briefkopierbuch, Brief von Arnold Koller an Regierungsrat Howard Eugster-Züst (1861–1932), 18.9.1922, S. 29.
- 163 Arnold Koller zitiert Otto Hinrichsen. STAAR, Cb.P-9-02, Briefkopierbuch, Brief von Arnold Koller an Gesamtregierungsrat, 21.2.1923, S. 61.
- 164 STASG, KA R.88-5a, Protokoll Regierungsrat, 20.10.1905.
- 165 STASG, KA R.88-5a, Auszug aus dem Geburtsregister Wil von Sohn Kurt Hinrichsen, 9.12.1904. Hinrichsen-Sachs promovierte im Fachbereich Psychiatrie, «Statistischer Beitrag zur Kenntnis der einfachen und periodischen Melancholie.» STAZH, U 106g.9/3.
- 166 Kury, 2003, S. 13.
- 167 Kury, 2003, S. 13.
- 168 STAAR, Cb.C-1-65, Protokoll Regierungsrat, 18.7.1924.
- 169 RA, Nachlass Arnold Weber, Brief von Olga Rorschach an Arnold Weber, undatiert.
- 170 RA, Nachlass Arnold Weber, Brief von Olga Rorschach an Arnold Weber, undatiert (Hervorhebung im Original).
- 171 GemA Teufen, A.2-402-20, Kaufprotokoll, S. 78, Nr. 398, 19.2.1924.
- 172 Pernice, 1991, S. 79–80.
- 173 Meier, 2003, S. 86.
- 174 Öffentliche Bibliothek Basel, Nachlass Paul Häberlin, NL 119,10,1298,1, Brief von Olga Rorschach an Paul Häberlin, undatiert, vermutlich 1925 (Hervorhebung im Original).
- 175 UAT, Archiv Binswanger, 443/37, Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 21.2.1927.
- 176 Müller, 1982, S. 77.
- 177 Gemäss Empfehlungsschreiben vom 6.10.1939 trat Olga Rorschach seit 1925 regelmässig Stellvertretungen im Bellevue an: «Hiemit bescheinige ich, dass Frau Dr. med. Olga Rorschach, seit 9 Jahren während Wochen oder Monaten jeweils Vertretungen in meiner Anstalt übernommen hat.» UAT, Archiv Binswanger, 443/46, Empfehlungsschreiben, 6.10.1939.
- 178 UAT, Archiv Binswanger, 442/6, Krankenakte Nr. 4846. Der Patient wird am 4.5.1933 bereits zum achten Mal im Bellevue aufgenommen.
- 179 UAT, Archiv Binswanger, 442/6, Krankenakte Nr. 4846.
- 180 UAT, Archiv Binswanger, 443/46, Brief von Ludwig Binswanger an Olga Rorschach, 26.4.1939.
- 181 STAVD, Rapport annuel de l'Asile de Cery et de l'Asile de la Rosière, Exercice 1940–1941, Lausanne 1941/1942, S. 3, 2.

- 182 UAT, Archiv Binswanger, 443/46, Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 19.6.1940.
- 183 Interview mit Lisa Rorschach, Juli 2005.
- 184 Kopie der Einzugsanzeige von Olga Rorschach-Stempelin an den Hirschgartnerweg 22, 16.10.1953.
- 185 Müller/Signer, 2004, S. 218.
- 186 STATG, Jahresberichte der Irrenanstalt Münsterlingen; StABE, Jahresberichte der Irren-Anstalt Waldau; STAAR, Jahresberichte Heil- und Pflegeanstalt Herisau; Thaten, 2000, S. 50.
- 187 Rorschach, 1944, S. 7.
- 188 Schwarz, Wolfgang: Hermann Rorschach, M.D.: his life and work, In: Rorschachiana 21 (1996), S. 6–17; Süssenbacher, Gottfried: Hermann Rorschach, Dr. med. (1884–1922): Sein Leben und seine Leistungen, http://wwwu.uni-klu.ac.at/gsuess/Ro_2002_2003/Rorsch_Leben.html.
- 189 Mitteilung von Rita Signer nach Erinnerung von Wadim Rorschach.
- 190 RA, Brief vom 21.1.1907 an Schwester Anna.
- 191 RA, Brief vom 12.12.1920 an Emil Oberholzer.
- 192 STABE, Ad.BE54, Jahresberichte der bernischen kantonalen Irren-Anstalten Waldau, Münsingen und Bellelay 1915–1925; STASG, ZA 46, Jahresberichte Kantonales Asyl Wil; STASG, ZA 111, Jahresberichte Heil- und Pflegeanstalt St. Pirminsberg.
- 193 STATG, 4842'30, Jahresbericht der Irrenanstalt Münsterlingen 1911, S. 12.
- 194 STATG, 4842'30, Jahresbericht der Irrenanstalt Münsterlingen 1910, S. 10; Thaten, 2000, S. 54.
- 195 STAAR, Na.24, Jahresberichte der Heil- und Pflegeanstalt 1910-1925.
- 196 Scherrer, 1987, S. 25 und 30.
- 197 RA, Münsterlinger Programme / Hinweis von Rita Signer, Bern.
- 198 Wille, 1944, S. 138.
- 199 STAAR, Na.7, Landsgemeinde-Geschäftsordnung pro 1906, S. 24.
- 200 Otto von Greyerz (1863–1940), Gründer des Berner Heimatschutztheaters und Autor volkstümlicher Stücke.
- 201 STAAR, Ca.P-21-4, Heil- und Pflegeanstalt, Akten.
- 202 August von Kotzebue (1761–1819), Autor von Dramen und Lustspielen.
- 203 RA, Briefsammlung Hermann Rorschach, Brief vom 20.11.1920.
- 204 RA, Briefsammlung Hermann Rorschach; das meiste abgedruckt in Müller/Signer, 2004.
- 205 RA, Bericht von Wadim Rorschach zur Bedeutung und Verwendung der Schattenfiguren, 14.8.1999.
- 206 RA, Brief an Anna von Weihnachten 1910.
- 207 Rorschach, Hermann: Über «Reflexhalluzinationen» und verwandte Erscheinungen, zitiert nach Rorschach, 1912, wieder abgedruckt in Rorschach, 1965, S. 117.
- 208 Minkowski, 1922, Nachruf, abgedruckt in Rorschach, 1965, S. 84.

- 209 Wyrsh, 1955, S. 98.
- 210 PZA-Archiv, KA-Nr.749, Dossier mit Krankengeschichte, Fotografie, Patientenbriefen und Gutachten.
- 211 PZA-Archiv, KA-Nr.749, Krankengeschichte, S. 3.
- 212 PZA-Archiv, KA-Nr.749, Patientenbrief an H. Rorschach, 5.12.1915.
- 213 Die Angaben deuten auf eine Aufführung des populären Historien-Schauspiels «Heinrich der Finkler – König der Deutschen» von Julius Mosen hin, Erstaussgabe Leipzig 1834.
- 214 PZA-Archiv, KA-Nr.749, Krankengeschichte, S. 10.
- 215 STAAR, Na.24, Fünfundzwanzig Jahre Appenzell A.Rh. Heil- und Pflegeanstalt, S. 27–32.
- 216 Vgl. Knüsel, 2006, S. 33ff.
- 217 Rorschach, 1944, S. 7.
- 218 STAAR, Na.24, Jahresbericht über die Appenzell-Ausserrhodische Heil- und Pflegeanstalt pro 1926, S. 8.
- 219 Müller/Signer, 2004. Dieses hervorragende Werk stellt meine Hauptreferenz dar.
- 220 Roemers Rorschachbefund findet sich in der «Psychodiagnostik» als Fall Nr. 2; Rorschachs Testbefund (mit den Tafeln von Roemer!) in: Roemer, 1965.
- 221 Roemer, 1965, S. 3.
- 222 Müller/Signer, 2004, S. 410.
- 223 Aus Copyrightgründen ein durch Cellophan geschützter Vorläufer von Rorschach-Tafel II, Rorschach Archiv, Bern.
- 224 Müller/Signer, 2004, S. 435.
- 225 Müller/Signer, 2004, S. 434.
- 226 Die Zeit entflieht; was ich spreche, gehört schon der Vergangenheit an. Persius, Saturae 5, S. 151–153.
- 227 Die so genannten Signa (Zeichen).
- 228 Müller/Signer, 2004, S. 186.
- 229 Müller/Signer, 2004, S. 256.
- 230 Müller/Signer, 2004, S. 288.
- 231 Müller/Signer, 2004, S. 423.
- 232 Siehe Anmerkung 226.
- 233 Müller/Signer, 2004, S. 433.
- 234 Müller/Signer, 2004, S. 434–435.
- 235 Müller/Signer, 2004, S. 435.
- 236 Der dabei übergangene Brief enthält Rorschachs zurechtrückende Positionierung. Siehe Anmerkung 234.
- 237 Müller/Signer, 2004, S. 437.
- 238 Gemeint sind Form und Inhalt des von Rorschach zur Charakterisierung der Deutungen verwendeten und damals im Prozess stetiger Differenzierung befindlichen Zeichensystems (Signa).

- 239 Müller/Signer, 2004, S. 437.
- 240 Briefdatum 22.3.1922; siehe Text zu Anmerkungen 233 und 234.
- 241 Müller/Signer, 2004, S. 437.
- 242 Siehe Text zu Anmerkungen 232–234.
- 243 RA, Rorsch GR, Roemer, ca. 1962, S. 7.
- 244 Rorschach, 1954⁷, Testfall Nr. 2. Roemers Antwort am Testende zu einem häufig und ursprünglich als Spinne, Krabbe, Krebs ... gedeuteten Bildteil lautet: «Figur, wie sie Käfer unter der Rinde ausfressen.» Dass dies eine Individualantwort ist, lässt sich anhand zusätzlicher Testdaten erhärten.
- 245 Roemer, 1948.
- 246 Siehe Anmerkung 243.
- 247 Oberholzer, 1923, S. 195f. (Hervorhebung im Original).
- 248 RA, Rorsch GR, Roemer, 1942, S. 7.
- 249 RA, Rorsch GR, Roemer, 1942, S. 7.
- 250 RA, Rorsch GR, Roemer, 1942, S. 14.
- 251 RA, Rorsch GR, Roemer, ca. 1962, S. 6.
- 252 Rorschach, 1917, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 195.
- 253 Bereits Ludwig Binswanger (1923) deutet an, Rorschachs «ausgezeichnete Untersuchungen über die Psychologie, Ethnographie und Geschichte der religiösen Sektenbildung in der Schweiz» seien wie dessen psychoanalytische «Versuche» Stufen eines Suchens gewesen, welches ihn letztlich zu seinem eigentlichen Feld – dem «Formdeutversuch» – führten. Binswanger, 1923, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 234.
- 254 Rorschach, 1920, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965.
- 255 Rorschach, 1920, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 222.
- 256 Vgl. Rorschach, 1965.
- 257 Vgl. etwa Rorschach, 1927, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 261.
- 258 Rorschach, 1927, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 297.
- 259 Rorschach, 1917 und 1919, beide wiederabgedruckt in Rorschach, 1965.
- 260 Rorschach, 1919, wiederabgedruckt in Rorschach, 1965, S. 212f.
- 261 RA, Rorsch HR 3:5, Dossier Sekten C. Wir bedanken uns bei der Leiterin des Archivs und der Sammlung Hermann Rorschach, Rita Signer, für ihre grosszügige Unterstützung und Beratung.
- 262 Der «Atlas der deutschen Volkskunde» wurde 1928 begonnen, der «Atlas der Schweizerischen Volkskunde» gar erst 1937. Allerdings wurden bereits im 19. Jahrhundert umfangreiche Sprachatlanten angefertigt.
- 263 RA, Rorsch HR 3:2:2:5, Manuskript Hermann Rorschach, 1914: «Über die Leber im Glauben der Völker», Vortrag im Verein für Volkskunde vom 18.12.1914, (2 Faltblätter).
- 264 RA, Rorsch HR 3:7, Dossier Mythologie und Volkskunde.

- 265 Vgl. dazu auch Müller/Signer, 2005, S. 282.
- 266 RA, Rorsch HR 3:5, Dossier Sekten.
- 267 Rorschach, 1918, S. 16. Wir bedanken uns bei Peter Witschi, der diese in der Forschung bisher unbekannte Publikation Rorschachs entdeckt und zur Verfügung gestellt hat.
- 268 Rorschach, 1932, S. 104f. Zur Typologisierung menschlicher Imagination in Rorschachs Psychodiagnostik siehe Galison, 2004.
- 269 RA, Rorsch HR 2:1:17, Hermann Rorschach an Bruder und Schwägerin, 27.9.1920. Wir danken Peter Witschi für den Hinweis auf diesen Brief.
- 270 RA, Rorsch HR 2:1:17, Hermann Rorschach an Bruder und Schwägerin, 27.9.1920.
- 271 RA, Rorsch HR 2:1:17, Hermann Rorschach an Bruder und Schwägerin, 27.9.1920.
- 272 RA, Rorsch HR 3:5, Dossier Sekten, besonders A und B.
- 273 Vgl. Rorschach, 1965, S. 311–314 sowie die Bibliographie in gleichem Band, S. 356.
- 274 Freud, 1913, wiederabgedruckt in Freud, 1974, Bd. 9, S. 291.
- 275 Ellenberger, 1965, S. 26.
- 276 Vgl. Bernet, 2007.
- 277 Forel, 1901, wiederabgedruckt in Forel, 1924.
- 278 Vgl. zum Beispiel Bleuler, 1906.
- 279 Die erste Generation der Zürcher Schule umfasst jenen Personenkreis, der sich im Jahr 1907 mit der Gründung der Zürcher «Psychoanalytischen Vereinigung» einen Rahmen gab. Einen Überblick über die geführten Diskussionen geben die Protokolle des «Vereins Schweizer Irrenärzte». Vgl. UPL, Pa 1 a.
- 280 UPL, Pa 1 a (1912), Referat Riklin.
- 281 UPL, Pa 1 a (1910), Referat Jung.
- 282 Pfister, 1914/15, S. 97.
- 283 Baumgarten-Tramer, 1943, S. 12.
- 284 Rorschach, 1918.
- 285 Rorschach, 1918, S. 11.
- 286 Rorschach, 1918, S. 11.
- 287 Rorschach, 1918, S. 12.
- 288 PZA-Archiv, KA-Nr.1133, Psychiatrisches GA vom 26.5.1916, S. 30.
- 289 PZA-Archiv, KA-Nr.1133, Psychiatrisches GA vom 26.5.1916, S. 30.
- 290 Hallowell, 1945.
- 291 Oberholzer, 1944, S. 604.

Abbildungsnachweis

- Archiv und Sammlung Hermann Rorschach, Bern: 12, 14, 18, 44, 48, 56, 58, 61, 63,
67, 68, 72, 74, 79, 80, 81, 84, 86, 90, 94, 98, 106, 108, 111
- Courtesy Daniel Hug Gallery, Los Angeles und Galerie Susanna Kulli, Zürich: 36
- Courtesy Galerie Susanna Kulli, Zürich: 30
- Collection Georg Baselitz, Holle, Photo: J. Littkemann, Berlin: 35
- Graf Rolf, Berlin: 24, 27, 28, 32
- Galleria Francesa Kaufmann, Mailand: 40
- Lamay Larry, New York: 37
- Marke Vera, Herisau: 33
- Nachlass Dieter Roth, Courtesy Galerie Eva Presenhuber Zürich und Björn Rot: 31
- PZA-Archiv: KG-749, Krankengeschichte: 91
- Sohlenthaler Jakob, Herisau: 51
- STAAR: Jb.004:12, Historischer Verein Herisau: 50
- STAAR: D.047-11-07, Kantonale psychiatrische Klinik Herisau,
Bauakten Gründungszeit: 54
- STAAR: Ca.P5, Akten Sanitätskommission: 88
- Stoffel Peter, Genf: 42
- Trockel Rosemarie, VG Bild Kunst, Bonn; Courtesy Monika Sprüth/Philomene
Magers, Köln/München/London: 39

Bibliographie

Quellen

Archiv und Sammlung Hermann Rorschach, Bern (RA):

Briefe an Bruder Paul und dessen Ehefrau (Kopienkollektion).

Kommentiertes Verzeichnis der Schattenfiguren, von Dr. Wadim Rorschach, 14.8.1999.

Manuskript Hermann Rorschach, 1903.

Nachlass Arnold Weber.

Rorsch GR: Roemer, Georg A: Ist der Rorschach-Test eine wissenschaftliche Methode?

Aufsatz-Manuskript in Maschinenschrift, ca. 1962.

Rorsch GR: Roemer, Georg A: Vom Rorschach-Test zum Symbol- & Totaltest:

Vortrags-Manuskript in Maschinenschrift, 1942.

Rorsch HR 2:1:17: Brief von Hermann Rorschach an Bruder und Schwägerin, 27.9.1920.

Rorsch HR 2:2:2: Brief von Olga Rorschach an die Psychiatrische Klinik Herisau, 1958.

Rorsch HR 2:2:2: Brief von Olga Rorschach an Walter Morgenthaler, 15.11.1959.

Rorsch HR 3:2:2:5: Manuskript Hermann Rorschach, 1914: «Über die Leber im Glauben der Völker», Vortrag im Verein für Volkskunde, 18.12.1914 (2 Faltblätter).

Rorsch HR 3:3:6:1: Entwurf 1918.

Rorsch HR 3:3:6:4: Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen), 1920.

Rorsch HR 3:5: Dossier Sekten C.

Rorsch HR 3:7: Dossier Mythologie und Volkskunde.

Xeroxkopien und Transkriptionen zur Briefedition (Dokumentation von Rita Signer).

Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden (STAAR):

Ca.C-12-156-157: Regierungsakten.

Cb.C-1: Protokolle des Regierungsrates 1915–1924.

Cb.P-2-5: Protokolle der Sanitätskommission.

Cb.P-8-2: Protokolle der Aufsichtskommission.

Cb.P-9-02: Briefkopierbuch Heil- und Pflegeanstalt Herisau 1922–1923.

Ca.P-21: Heil- und Pflegeanstalt, Akten der Aufsichtskommission.

D.047: Kantonale Psychiatrische Klinik Herisau. Bauakten Gründungszeit.

D.60: Heil- und Pflegeanstalt, Akten der Direktion.

Pa.63: Appenzellischer Hilfsverein für Psychischkranke.

Staatsarchiv Bern (STABE):

Ad.BE54: Jahresberichte der bernischen kantonalen Irren-Anstalten 1915–1925.

Staatsarchiv Schaffhausen (STASH):

125 Jahre Scaphusia. Mitgliederverzeichnis 1858–1983. Schaffhausen 1983.

Depositum Scaphusia. Protokollbuch Aktivitas 1902-1905.

Staatsarchiv St. Gallen (STASG):

KA A-88-5a: Geburtsregister Wil 1904.

KA A-88-5a: Protokolle des Regierungsrates 1905.

ZA 046: Kantonales Asyl in Wil, Jahresberichte 1915–1925.

ZA 111: Kantonale Heil- und Pflgeanstalt St. Pirminsberg, Jahresberichte 1915–1925.

Staatsarchiv Thurgau (STATG):

4842'00: Psychiatrische Klinik Münsterlingen, allgemeine Akten 1909–1911.

4842'30: Irrenanstalt Münsterlingen, Jahresberichte 1910–1912.

Staatsarchiv Waadt (STAVD):

Rapport annuel de l'Asile de Cery et de l'Asile de la Rosière 1941–1942.

Gemeindearchiv Teufen (Gema Teufen):

Säntis 1930, 1936.

A.2-402-20: Kaufprotokolle.

Universitätsarchiv Tübingen (UAT):

442/6: Aufnahmebücher, bzw. Krankenakte Patient Nr. 4836.

443/36: Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 6.6.1922.

443/37: Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 21.2.1927.

443/46: Brief von Ludwig Binswanger an Olga Rorschach, 26.4.1939.

443/46: Empfehlungsschreiben von Ludwig Binswanger, 6.10.1939.

443/46: Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 19.6.1940.

443/48: Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 5.11.1945.

443/48: Brief von Olga Rorschach an Ludwig Binswanger, 6.11.1945.

Öffentliche Bibliothek Basel:

Nachlass Paul Häberlin. NL 119:10,1298.

Medizinhistorisches Institut Zürich:

Birchmeier, Christian: Hermann Rorschach, Dr.med.; c/v Klex, 1884–1922, o.J., o.O.

Psychiatrisches Zentrum Appenzell Ausserrhoden, Herisau (PZA-Archiv):

Krankengeschichten der Jahre 1913–1922.

Archiv der psychiatrischen Universitätsklinik Lausanne, Prilly (UPL):

Pa 1 a (1910): Jung, C.G.: «Über Symbolik», Referat an der 42. Jahresversammlung des VSI 1910 in Herisau.

Pa 1 a (1912): Riklin, Franz: «Psychoanalyse und Religionsforschung»,
Referat an der Herbstversammlung des VSI 1912 in Zürich.

Gosteli Archiv Worblaufen:

Mitgliederliste Schweizerischer Verband der Akademikerinnen Sektion St. Gallen,
Oktober 1952.

Archiv Lyceumclub St. Gallen:

Bulletin du Lyceum de Suisse 1925–1943.

Mitgliederbuch.

Privatbesitz:

Manuskript Olga Rorschach, 1927.

Einzugsanzeige von Olga Rorschach-Stempelin in Zürich, 16.10.1953.

Manuskript Nachruf auf Olga Rorschach, von Elisabeth Rorschach, ohne Datum.

Literatur

ADIRIM, Genia: Das medizinische Frauenstudium in Russland. Diss. med. Berlin 1984.

BASH, Kennower W.: Tabula undecima seu smaragdina. In: Rorschach, Hermann:

Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 315–349.

BAUMGARTEN-TRAMER, Franziska: Zur Geschichte des Rorschach-Tests.

In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 50 (1942), Heft 1, S. 1–13.

BERNET, Brigitta: «Assoziationsstörung». Zum Wechselverhältnis von Krankheits- und Gesellschaftsdeutung im Werk Eugen Bleulers. In: Fangerau, Heiner/Nolte, Karen (Hg.): «Moderne» Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik. Göttingen 2006, S. 169–193.

BERNET, Brigitta: Eugen Bleuler und die Psychopathologie des modernen Gesellschaftslebens. In: Bernet, Brigitta (Hg.): Unbewusste Gemeinheiten. Drei kulturtheoretische Schriften Eugen Bleulers. Bern 2007, S. 5–32.

BINET, Alfred/HENRI, Victor: La psychologie individuelle. In: L'Année psychologique 2 (1895/96), S. 411–464.

BINET, Alfred/SIMON, Théodore: Méthodes nouvelles pour un diagnostic du niveau intellectuel des anormaux. In: L'Année psychologique 11 (1905), S. 191–244.

BINSWANGER, Ludwig: Bemerkungen zu Hermann Rorschachs Psychodiagnostik.

In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 9 (1923), S. 512–523. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 234–247.

BLEULER, Eugen: Die allgemeine Behandlung der Geisteskrankheiten. Zürich 1898.

BLEULER, Eugen: Freud'sche Mechanismen in der Symptomatologie von Psychosen. In: Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 35/36 (1906), S. 1–7.

BLUM, Iris: Robert Walser: Herisauer Jahre 1933–1956. «... denn wer sich wegstiehlt, der wird gestrichen aus den Gedächtnissen.» In: Schweizerische Ärztezeitung 84 (2003), S. 688–691.

BRÜGGER, Liliane: Russische Studentinnen in Zürich. In: Brang, Peter et al. (Hg.): Bild und Begegnung. Kulturelle Wechselseitigkeit zwischen der Schweiz und Osteuropa im Wandel der Zeit. Basel/Frankfurt a.M. 1996, S. 485–508.

BRUPBACHER, Fritz: 60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie. Zürich 1935.

- BURCHARDT, Anja: Die Durchsetzung des medizinischen Frauenstudiums in Deutschland. In: Brinkschulte, Eva (Hg.): Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland. Berlin 1993, S. 10–21.
- BURCHARDT, Anja: «Schwestern reicht die Hand zum Bunde»? – Zum Verhältnis zwischen russischen und deutschen Medizinstudentinnen in den Anfängen des Frauenstudiums (1865–1914). In: Dickmann, Elisabeth/Schöck-Quinteros, Eva (Hg.): Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Berlin 2000, S. 293–301.
- CATTELL, James McKeen: Mental tests and measurements. In: *Mind* 15 (1890), S. 373–381.
- CLARK, Kenneth: Leonardo da Vinci, in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1969.
- DEARBORN, George V.: Blots of ink in experimental psychology. In: *Psychological review* 4 (1897), S. 390–391.
- DEARBORN, George V.: A study of imaginations. In: *American journal of psychology* 9 (1898), S. 183–190.
- DUBACH, Roswitha: Zur «Sozialisierung» einer medizinischen Massnahme. Sterilisationspraxis der Psychiatrischen Poliklinik Zürich in den 1930er-Jahren. In: Meier, Marietta/Bernet, Brigitta/Dubach, Roswitha/Germann, Urs: Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970. Zürich 2007, S. 155–192.
- EBBINGHAUS, Hermann: Über eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. In: *Zeitschrift für Psychologie* 13 (1897).
- EIDGENÖSSISCHE KOMMISSION für Frauenfragen (Hg.): Frauen. Macht. Geschichte. Frauen- und gleichstellungspolitische Ereignisse in der Schweiz 1848–1998. Bern 1998.
- ELLENBERGER, Henry F.: The life and work of Hermann Rorschach (1884–1922). In: *Bulletin of the Menninger Clinic* 18 (1954), S. 173–219 (deutsche Übersetzung: Leben und Werk Hermann Rorschachs. In: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 19–69).
- EXNER, John E.: The Rorschach. A comprehensive system (Vol. 1). New York 1974 und 2003⁴.
- FANGERAU, Heiner/Nolte, Karen (Hg.): «Moderne» Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik. Göttingen 2006.
- FIESELER, Beate: Frauen auf dem Weg in die russische Sozialdemokratie, 1890–1917. Eine kollektive Biographie. Stuttgart 1995.
- FOREL, Auguste: Schreitet die Kultur voran? [ursprünglich 1901]. In: Forel, Auguste: Der Weg zur Kultur. Leipzig/Wien 1924, S. 11–30.
- FRANCIS, Mark (Hg.): Andy Warhol: The late work. München 2004.
- FREUD, Sigmund: Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Wien 1913. Wieder abgedruckt in: Freud, Sigmund: Studienausgabe (Bd. 9, 2., korr. Aufl.). Frankfurt a.M. 1974, S. 287–444.

- FUSSINGER, Catherine/TEVAEARAI, Deodaa: Lieux de folie – Monuments de raison. Architecture et psychiatrie en Suisse Romande, 1830–1930. Lausanne 1998.
- GALISON, Peter: Image of Self. In: Daston, Lorraine (Ed.): Things That Talk. Object Lessons from Art and Science. New York 2004, S. 257–294.
- GALTON, Francis: Inquiries into human faculty and its development. London 1883.
- GERMANN, Urs: «Alkoholfrage» und Eugenik. Auguste Forel und der eugenische Diskurs in der Schweiz. In: *Traverse* 1 (1997), S. 144–154.
- GERMANN, Urs: Arbeit als Medizin: Die «aktivere Krankenbehandlung» 1930–1960. In: Meier, Marietta/Bernet, Brigitta/Dubach, Roswitha/Germann, Urs: *Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970*. Zürich 2007, S. 195–233.
- GERMANN, Urs: Arbeit, Ruhe und Ordnung: die Inszenierung der psychiatrischen Moderne – Bildmediale Legitimationsstrategien der schweizerischen Anstaltspsychiatrie im Kontext der Arbeits- und Beschäftigungstherapie in der Zwischenkriegszeit. In: Fangerau, Heiner/Nolte, Karen (Hg.): «Moderne» Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik. Göttingen 2006, S. 283–310.
- GIGERL, Margit: «Lassen Sie ihn weiter hindämmern...» – oder weshalb Robert Walsler nicht geheilt wurde. In: *Appenzellische Jahrbücher* 2005. Herisau 2006, S. 10–23.
- GILBERT, Anne-Françoise: Kampf um die Welt. Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne. Königstein 2001.
- GOEHRKE, Carsten: Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 48 (1998), S. 291–324.
- GOETHE, Johann Wolfgang: Werke in sechs Bänden, Leipzig 1940.
- GOMBRICH, Ernst H.: Kunst und Illusion. Köln 1977.
- GRAF, Rolf: *Seeing the Elephant*. Solothurn 2000.
- HALLOWELL, Irving A: The Rorschach Technique in the Study of Personality and Culture. In: *American Anthropologist* 47 (1945), S. 195–210.
- HENS, Szymon: Phantasieprüfung mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken. Zürich 1917.
- HENSELMANN, Peter: Die geschichtliche Entwicklung der Fürsorge für die Gemüts- und Geisteskranken im Kanton Appenzell A. Rh. Diss. med. Basel. Trogen 1958.
- HEUSLER-EDENHUIZEN, Hermine: Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen. Opladen 1997.
- HUNGERBÜHLER, Johannes Matthias: Über das öffentliche Irrenwesen in der Schweiz. St. Gallen/Bern 1846.
- JAHRESBERICHTE der Heil- und Pflegeanstalt Herisau 1908–1942.
- JAHRESBERICHTE der Kommission des appenzellischen Vereins für die Unterstützung armer Geisteskranker (später Hilfsverein für Geisteskranke, Trinker und Epileptische).
- JANSON, Horst Woldemar: Chance images. In: Wiener, Philip P. (Hg.): *Dictionary of the history of ideas* (Vol. 1). New York 1973, S. 340–353.

- JENS, Hermann: Mythologisches Lexikon. München 1958.
- JORDI, Alfred: Buchbesprechung. In: *Psyche* 12/2004, S. 1216–1218.
- JUBILÄUMSSCHRIFT «25 Jahre Appenzell A. Rh. Heil- und Pflegeanstalt in Herisau». Herisau 1933.
- KIRKPATRICK, Edwin A.: Individual tests of school children. In: *Psychological review* 7 (1900), S. 274–280.
- KNÜSEL, Livia: «Herr Walser hilft stets fleissig in der Hausindustrie. Falzt zusammen mit Herrn Solenthaler Papiersäcke»: Robert Walser in der Arbeitstherapie. In: *Appenzellische Jahrbücher* 133 (2005). Herisau 2006, S. 24–37.
- KOCH-HILLEBRECHT, Manfred: Die moderne Kunst. Psychologie einer revolutionären Bewegung. Köln 1983.
- KOLLER, Arnold: Bekämpfung der Ursachen von Geistesschwächen durch vorbeugende Massnahmen. In: Auer, Conrad (Hg.): Verhandlungen der VIII. Schweiz. Konferenz für Erziehung und Pflege Geistesschwacher am 26. und 27. Mai 1911. Schwanden 1911, S. 196–217.
- KOLLER, Arnold: Die Fürsorge für die Geisteskranken im Kanton Appenzell A. Rh. und die kantonale Irrenanstalt in Herisau. In: *Zeitschrift für schweizerische Statistik* 44 (1908), S. 347–351.
- KOLLER, Arnold: Irrenärztliche Erfahrungen. In: 38. Bericht der Kommission des appenzellischen Hilfsvereins für Geistesranke, Trinker und Epileptische vom 1.1. bis 31.12.1916. Teufen 1917, S. 3–15.
- KOLLER, Arnold: Über die Behandlung der Geisteskranken. In: 27. Bericht der Kommission des appenzellischen Vereins für Unterstützung armer Geisteskranker vom 1.1. bis 31.12. 1905. Herisau 1906, S. 3–15.
- KOMMISSION für bernische Hochschulgeschichte (Hg.): Hochschulgeschichte Berns 1528–1984. Zur 150-Jahr-Feier der Universität Bern. Bern 1984.
- KRAEPELIN, Emil: Der psychologische Versuch in der Psychiatrie. In: *Psychologische Arbeiten* 1 (1886), S. 1–91.
- KÜNZLER, Heinrich: Jubiläumsbericht über 50 Jahre Appenzell A.Rh. Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1908–1958. Herisau 1959.
- KURY, Patrick: Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945. Zürich 2003.
- LUTZ, Gottfried: Über appenzellische Irrenpflege und das Bedürfnis einer kantonalen Irrenanstalt. Trogen 1882.
- MEIER, Marietta: Zur Dichotomie von Alltags- und Fachwissen. Die Psychiatrische Familienpflege Zürich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *Traverse* 1 (2003), S. 79–91.
- MEIER, Marietta: Zwangssterilisationen in der Schweiz: Zum Stand der Forschungsdebatte. In: *Traverse* 1 (2004), S. 130–146.
- MEIER, Marietta/BERNET, Brigitta/DUBACH, Roswitha/GERMANN, Urs: Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970. Zürich 2007.

- MEIER, Marietta/HÜRLIMANN, Gisela/BERNET, Brigitta: Zwangsmassnahmen in der Zürcher Psychiatrie 1870–1970. Bericht im Auftrag der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich. Typoskript, Zürich 2002.
- MÜLLER, Christian: Abschied vom Irrenhaus. Aufsätze zur Psychiatriegeschichte. Bern 2005.
- MÜLLER, Christian/SIGNER, Rita: Hermann Rorschach (1884–1922). Briefwechsel. Bern 2004.
- MÜLLER, Max: Erlebte Psychiatriegeschichte 1920–1960. Berlin 1982.
- MÜLLER, Peter: Patienten, Bauern, Therapeuten. Gutsbetrieb und Arbeitstherapie in der Psychiatrischen Klinik Wil 1892–2007. Wil 2007.
- MÜNSTERBERG, Hugo: Zur Individualpsychologie. In: Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie 14 (1891), S. 196–198.
- MUMENTHALER, Rudolf: Keiner lebt in Armuth. Schweizer Ärzte im Zarenreich. Zürich 1991.
- NEUMANN, Daniela: Studentinnen aus dem russischen Reich in der Schweiz (1867–1914). Zürich 1987.
- NICKAS, Robert: Andy Warhols Rorschach Test. In: Warhol 2004.
- OBERHOLZER, Emil: Rorschach's Experiment and the Alorese. In: Du Bois, Cora: The People of Alor. A Social-Psychological Study of an East Indian Island. Minneapolis 1944, S. 588–640.
- OBERHOLZER, Emil (Hg.): Zur Auswertung des Formdeutversuchs. Von Dr. med. H. Rorschach. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Emil Oberholzer. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 82 (1923), wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Psychodiagnostik. Bern 1932², S. 193–227.
- PERNICE, Andreas: Die Kontroversen über Familienpflege und Anstaltspsychiatrie in der allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie in der Zeit von 1844 bis 1902. Lübeck 1991.
- PFISTER, Oskar: Die Tiefenmächte des Krieges. In: Wissen und Leben 15 (1914/15), S. 97–107.
- PREISER, Siegfried: Kontroversen um das Experiment. In: Kindlers Psychologie des 20. Jahrhunderts (Bd. 1). Zürich 1976, S. 67–81.
- RIEGER, Konrad: Beschreibung der Intelligenzstörungen in Folge einer Hirnverletzung, nebst einem Entwurf zu einer allgemein anwendbaren Methode der Intelligenzprüfung. In: Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft 22 (1889); 23 (1890).
- RITTER, Hans Jakob: Von der Irrenstatistik zu «erblichen Belastung» der Bevölkerung. Die Entwicklung der schweizerischen Irrenstatistiken zwischen 1850 und 1914. In: Traverse 1 (2003), S. 59–70.
- ROEMER, Georg A.: Hermann Rorschach und die Forschungsergebnisse seiner beiden letzten Lebensjahre. In: Psyche 1 (1948), S. 523–542.

- ROEMER, Georg A.: Rorschach und die Symboltestserie Roemers. Sonderdruck in: Heilpädagogische Werkblätter 34, 4 (1965), S. 3.
- RORSCHACH, Hermann: Ein Mord aus Aberglauben. In: Schweizer Volkskunde 10 (1920), S. 39–43. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 218–222.
- RORSCHACH, Hermann: Einiges über schweizerische Sekten und Sektengründer. In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 1 (1917), S. 254–258. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 206–212.
- RORSCHACH, Hermann: Gebet gegen Bettnässen. In: Schweizer Volkskunde 7 (1917), S. 30–31. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 195.
- RORSCHACH, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965.
- RORSCHACH, Hermann: Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments (Deutenlassen von Zufallsformen). Bern 1921, 1932² und 1954⁷.
- RORSCHACH, Hermann: Über «Reflexhalluzinationen» und verwandte Erscheinungen. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 13 (1912), S. 357–400.
- RORSCHACH, Hermann: Volksglaube und Geisteskrankheit. In: Bericht der Kommission des Appenzell. Hilfsvereins für Geisteskranke, Trinker und Epileptische 39 (1. Jan. bis 31. Dez. 1917). Gais 1918, S. 11–16.
- RORSCHACH, Hermann: Weiteres über Schweizerische Sektenbildungen. In: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 2 (1919), S. 385–388. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W. Bern 1965, S. 212–216.
- RORSCHACH, Hermann: Zwei schweizerische Sektenstifter (Binggeli-Unternährer). Nach Vorträgen in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse. In: Imago 13 (1927), S. 395–441. Wieder abgedruckt in: Rorschach, Hermann: Gesammelte Aufsätze. Hg. Bash, Kennower W., Bern 1965, S. 256–299.
- RORSCHACH, Olga: Über das Leben und die Wesensart von Hermann Rorschach. Sonderdruck aus Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie. Band LIII, Heft 1, Zürich 1944, S. 1–11.
- RYBAKOW, Theodor: Atlas für experimentelle psychologische Untersuchung der Persönlichkeit. Moskau 1910 (russisch).
- SCHEERER, Albert: Geschichtlicher Überblick. «Der Appenzellische Hilfsverein für Pyschischkranke 1877–1987». Typoskript 1987.
- SCHOTT, Heinz/TÖLLE, Rainer: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen. München 2006.

- SCHWARZ, Wolfgang: Hermann Rorschach, M.D.: his life and work.
In: Rorschachiana 21 (1996), S. 6–17.
- SCHWEIZERISCHER VERBAND der Akademikerinnen (Hg.): Das Frauenstudium
an den Schweizer Hochschulen. Zürich 1928.
- SHARP, Stella E.: Individual psychology. In: American journal of psychology 10
(1899), S. 329–391.
- SHORTER, Edward: Geschichte der Psychiatrie. Berlin 1999.
- SIGNER, Rita/MÜLLER, Christian: Was liest ein Psychiater zu Beginn des
20. Jahrhunderts? Die Fachlektüre Hermann Rorschachs im Kontext seiner
psychiatrischen und wissenschaftlichen Tätigkeit. In: Schweizer Archiv für
Neurologie und Psychiatrie 156 (2005), S. 279–284.
- STADLER-LABHART, Verena: Universität Zürich: Frauen, Russen, Luxemburg.
In: Soden, Kristine von (Hg.): Rosa Luxemburg. Berlin 1988, S. 56–63.
- TANNER, Jakob: Der «fremde Blick». Möglichkeiten und Grenzen der historischen
Beschreibung einer psychiatrischen Anstalt. In: Rössler, Wulf/Hoff, Paul (Hg.):
Psychiatrie zwischen Autonomie und Zwang. Heidelberg 2005, S. 45–66.
- TANNER, Jakob: «Keimgifte» und «Rassendegeneration». Zum Drogendiskurs und
den gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen der Eugenik. In: Itinera 21 (1999),
S. 249–258.
- TANNER, Jakob: Ordnungsstörungen. Konjunkturen und Zäsuren in der Geschichte
der Psychiatrie. In: Meier, Marietta/Bernet, Brigitta/Dubach, Roswitha/Germann,
Urs: Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970. Zürich 2007,
S. 271–306.
- THATEN, Cornelia: Die Thurgauische Irrenanstalt Münsterlingen zur Zeit von
Dr. med. Hermann Rorschach von 1909 bis 1913. Diss. Uni Zürich. Zürich 2000.
- VON BONIN, Cosima: Roger and out – fat, female, forty, fade. Köln 2007.
- WALSER, Hans H.: Schweizer Psychiatrie im 19. Jahrhundert. In: Gesnerus 29 (1972),
S. 183–195.
- WALSER, Robert: Feuer. Unbekannte Prosa und Gedichte. Hg. Bernhard Echte.
Frankfurt am Main 2003.
- WHIPPLE, Guy Montrose: Manual of mental and physical tests. Baltimore 1910.
- WILHELM, Hans Rudolf: Irrenzählung und Gründung psychiatrischer Kliniken im
19. Jahrhundert. Bern als Wegbereiter für andere Schweizer Kantone. In: Gesnerus
48 (1991), S. 185–200.
- WILLE, Hermann: Hundert Jahre Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen. 1840–1940.
(Thurgauer Beiträge zur vaterländischen Geschichte 80/1944).
- WYRSCH, Jakob: Hundert Jahre Waldau. Bern/Stuttgart 1955.
- ZAYA, Octavia: Nach dem Subjekt. In: Candice Breitz: Cuttings. Linz 2001.

Zeittafel Olga und Hermann Rorschach

- 1877 Gründung des «Appenzellischen Vereins zur Sammlung freiwilliger Beiträge für arme Geisteskranke»
- 1878 Geburt von Olga Stempelin am 26. Mai in Buinsk, in der Nähe von Kazan, Russland
- 1884 Geburt von Hermann Rorschach am 8. November in Zürich
- 1886 Wahl von Hermann Rorschachs Vater Ulrich an die Knaben-Elementarschule und Realschule in Schaffhausen, Umzug der Familie nach Schaffhausen
- 1888 Geburt von Hermann Rorschachs Schwester Anna (1888–1974)
- 1891 Geburt von Hermann Rorschachs Bruder Paul (1891–1954)
- 1893 Kantonale Irrenzählung durch den Arzt Johann Ulrich Kürsteiner (1840–1909)
- 1897 Heirat von Ulrich Rorschach mit Regina Wiedenkeller, der jüngeren Schwester seiner verstorbenen Frau
- 1898–1904 Hermann Rorschach in der Kantonsschule Schaffhausen
- 1900 Geburt von Hermann Rorschachs Stiefschwester Regina (1900–1980)
- 1901–1908 Medizinstudium von Olga Stempelin in Berlin und Zürich
- 1904 Wahl von Arnold Koller (1874–1959) zum künftigen Anstaltsdirektor Französischkurs Hermann Rorschachs in Dijon
Beginn des Medizinstudiums von Hermann Rorschach
Bekannschaft Hermann Rorschachs mit russischen Studentinnen und Studenten
- 1906–1907 Erste Russlandreise Hermann Rorschachs
- 1908 Eröffnung Heil- und Pflegeanstalt Herisau
- 1909 Eidgenössisches Ärztediplom Hermann Rorschachs
Verlobung von Hermann Rorschach und Olga Stempelin
Zweite Russlandreise Hermann Rorschachs
- 1909–1913 Assistentenstelle Hermann Rorschachs in der Thurgauischen Irrenanstalt Münsterlingen
Erste Sektensstudien von Hermann Rorschach
- 1910 Heirat von Hermann Rorschach und Olga Stempelin
- 1911–1913 Assistentenstelle Olga Rorschachs in der Thurgauischen Irrenanstalt Münsterlingen
- 1912 Promotion Hermann Rorschachs mit Dissertation über Reflexhalluzinationen bei Eugen Bleuler (1857–1939) in Zürich

- 1913 Antritt von Hermann Rorschach als Assistenzarzt in der Bernischen Kantonalen Irrenanstalt Münsingen
Abreise von Olga und Hermann Rorschach
- 1914 Arbeit Hermann Rorschachs im Sanatorium Krjukovo bei Moskau
- 1913–1915 Arbeit Olga Rorschachs in Lazarett und Privatpraxis in Russland
- 1914 Rückkehr Hermann Rorschachs in die Schweiz, Antritt einer Assistentenstelle in der Bernischen Kantonalen Irrenanstalt Waldau bei Bern
- 1915 Rückkehr Olga Rorschachs in die Schweiz
Antritt Hermann Rorschachs als Sekundararzt in der Appenzell Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt Herisau
- 1917 Geburt der Tochter Elisabeth (1917–2006)
- 1918 Beginn von Hermann Rorschachs Arbeiten am Formdeutversuch
- 1919 Antritt von Georg A. Roemer (1892–1972) als Volontärarzt in Herisau
- 1919 Geburt des Sohnes Wadim
- 1919–1921 Verlagskontakte zwecks Publikation des Formdeutverfahrens
- 1921 Publikation des Rorschach-Tests unter dem Titel «Psychodiagnostik» beim Ernst Bircher Verlag in Bern
Ausbau des Formdeutversuchs
- 1922 Tod Hermann Rorschachs im Bezirkskrankenhaus Herisau infolge einer akuten Blinddarmentzündung
- 1922–1924 Übernahme der Sekundararztstelle von Hermann Rorschach durch Olga Rorschach
- 1923 Rücktritt des Herisauer Anstaltsdirektors Arnold Koller, Nachfolger wird Otto Hinrichsen (1870–1941)
- 1924 Umzug der Familie Rorschach nach Teufen und Eröffnung einer Pension für Nervenranke durch Olga Rorschach
- 1924–1945 Stellvertretungen Olga Rorschachs in der Klinik Bellevue in Kreuzlingen bei Ludwig Binswanger (1881–1966)
- 1940–1941 Stellvertretungen Olga Rorschachs in der Psychiatrischen Klinik Cery bei Lausanne
- 1953 Umzug von Olga Rorschach nach Zürich zur Tochter Elisabeth
- 1961 Tod Olga Rorschachs in Zürich

Autorinnen und Autoren

Ursula Badrutt (1961), Kunsthistorikerin, Autorin in der Kulturredaktion des St. Galler Tagblatts, freie Kulturjournalistin und Kuratorin.
E-Mail: ursula.badrutt@hispeed.ch

Brigitta Bernet (1973), Historikerin und Lehrbeauftragte an der Universität Zürich, arbeitet an einer Dissertation zur «Zürcher Schule» der Psychiatrie um 1900.
E-Mail: bernet@fsw.uzh.ch

Iris Blum (1966), wissenschaftliche Archivarin im Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden, daneben freie Autorin zu geschlechtergeschichtlichen, psychiatrie- und kulturgeschichtlichen Themen.
E-Mail: Iris.Blum@ar.ch

Rainer Egloff (1964), Historiker und Volkskundler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Collegium Helveticum in gemeinsamer Trägerschaft von Universität Zürich und ETH Zürich.
E-Mail: rainer.egloff@collegium.ethz.ch

Alfred Jordi (1933), psychoanalytische Therapie-Praxis in Basel, speziell analytische Kurzpsychotherapie und (audiovisuelle) Supervision, Rorschach-Experte, Verfasser von psychologischen Fachbeiträgen.
E-Mail: dr.jordi@bluewin.ch

Christian Müller (1921), Professor emeritus für Psychiatrie an der Universität Lausanne und langjähriger Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Cery, zahlreiche Publikationen zur Schizophrenie, Alterspsychiatrie, Spitalorganisation und Geschichte der Psychiatrie.

Rita Signer (1947), Fachreferentin für Psychologie und Psychiatrie an der Universitätsbibliothek Bern und Leiterin von Archiv und Sammlung Hermann Rorschach.
E-Mail: Rita.Signer@ub.unibe.ch

Simon Steiner (1977), freier Historiker und Journalist, Baden.
E-Mail: steinersimon@bluewin.ch

Peter Witschi (1953), seit 1986 Staatsarchivar von Appenzell Ausserrhoden, Publikationen zur Wirtschafts-, Sozial- und Mentalitätsgeschichte.
E-Mail: Peter.Witschi@ar.ch

Lieferbare Titel aus der Schriftenreihe «Das Land Appenzell»

Altherr Heinrich	1	Die Sprache des Appenzellervolkes
Heierli Hans/Kempf Theo	2	Bau und Entstehung des Alpsteins
Schläpfer Walter	3	Die Landsgemeinde von Appenzell Ausserrhoden
Schläpfer H./Koller W.	5	Appenzeller Volksmusik
Sonderegger Stefan	6/7	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung
Meier Hans	8/9	Das Appenzellerhaus
Altherr Jakob	10	Johann Ulrich Fitzi 1798–1855
Walser Emil	11	Die appenzellischen Gewässer
Fuchs Ferdinand/Schläpfer Hans	12	Festbräuche im Appenzellerland
Brugger Daniel	13/14	Die appenzellischen Eisenbahnen
Widmer Rudolf/Schmid Hermann	15/16	Aus der Tierwelt des Appenzellerlandes
Barandun Jonas		
Gruntz Johannes	17/18	Appenzeller Schüler und Gehilfen Pestalozzis
Amann Hans	20	Findige Appenzeller und Appenzeller Erfinder
Krasss Edgar/Keller Oskar	21/22	Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes
Amann Hans	23	Henry Dunant – Das Appenzellerland als seine zweite Heimat
Altherr Jakob	24	Gabriel Walser. Pfarrer und Geograph
Fuchs Thomas/Witschi Peter	25/26	Der Herisauer Schwänberg
Diverse	27/28	Wildtiere kennen keine Grenzen
verschiedene Autoren	29	Töbel und Höger, Literarisches aus dem Appenzellerland
Witschi Peter (Hrsg.)	30	Robert Walser – Herisauer Jahre 1933–1956
Zünd Marcel (Hrsg.)	31	Hans Zeller, Kunstmaler, 1897–1983
Blum I./Inauen R./Weishaupt M. (Hrsg.)	32	Frühe Photographie im Appenzellerland 1860–1950
Spirig Jolanda	33	Von Bubenhosen und Bildungsgutscheinen – Die Frauenzentrale Appenzell Ausserrhoden 1929–2004
Witschi Peter (Hrsg.)	34	Jakob Nef (1896–1977) – Ein Appenzeller Nebelspalter
Fuchs Thomas u.a.	35	Mahlen – Bläuen – Sägen, 250 Mühlen im Appenzellerland
Altherr Fredi/Arpagaus Roman/ Heuscher Stephan, Witschi Peter	36	Fabrication – Kleine Industriegeschichte des Appenzellerlandes
Blum Iris/Witschi Peter (Hrsg.)	37	Olga und Hermann Rorschach – Ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahr-Feier der Kantone Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.

Der 1921 lancierte Rorschach-Test hat die Psychodiagnose revolutioniert und der Kunst nachhaltige Impulse verliehen. Entwickelt im appenzellischen Herisau, fand er ab 1921 rund um den Globus Verbreitung.

Hinter dem Rorschach-Test steht der vielseitig interessierte Psychiater und Forscher Hermann Rorschach (1884–1922), der zugleich auch Volkskundler, Theatermann und Familienvater war. Faszinierend ist auch die Biographie seiner Lebenspartnerin Olga Rorschach-Stempelin (1878–1961). Ihr war als Ärztin, Ehefrau und Mutter kein leichtes Schicksal beschieden. Russische Herkunft und Faszination Russlands haben beide zusammengeführt: gleichberechtigte Partnerschaft war das Ideal, Gratwanderungen zwischen Familie und Beruf die Realität.

Fr. 22.00

ISBN 978-3-85882-472-1



9 783858 824721

www.appenzellerverlag.ch